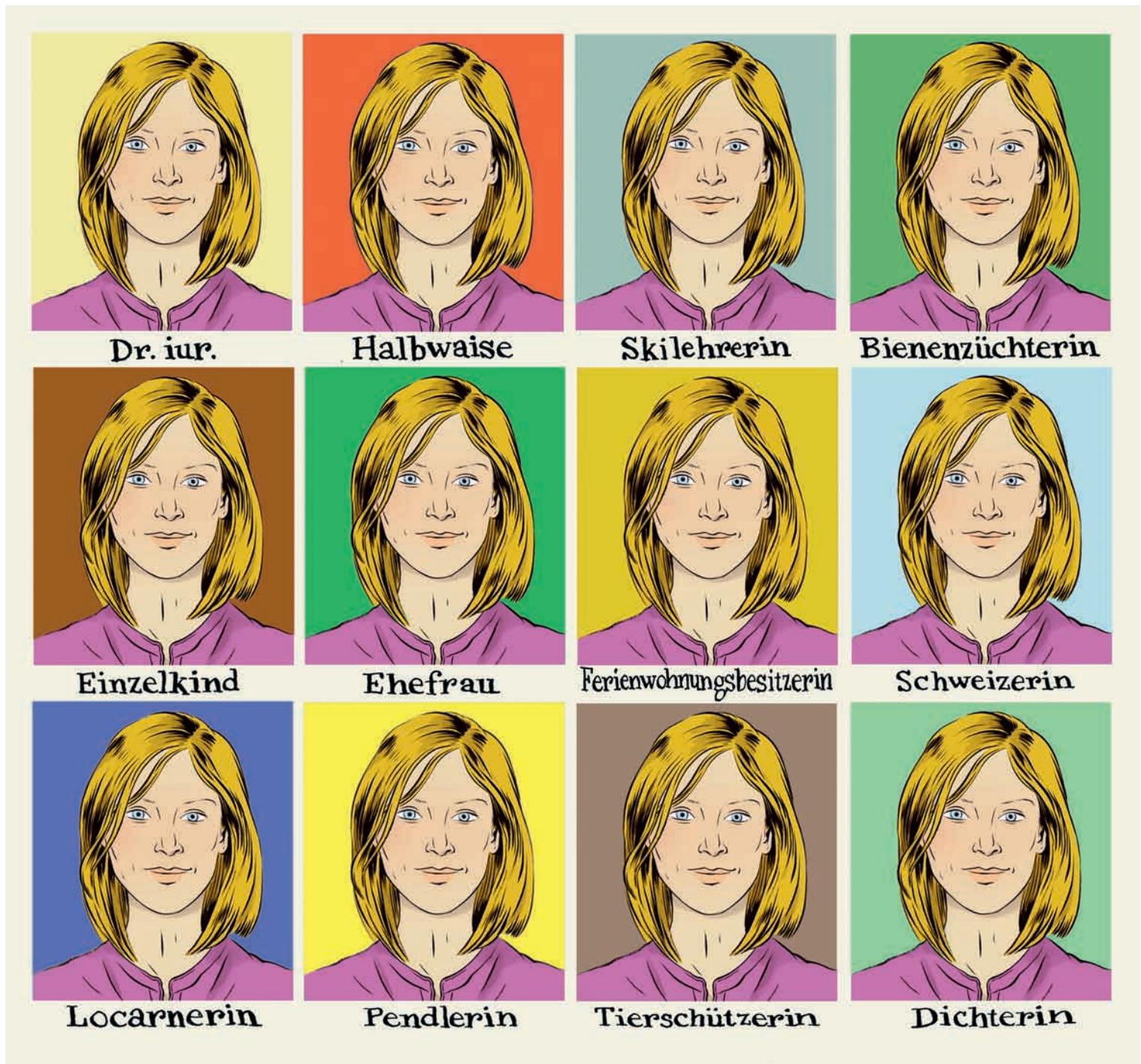


# Bulletin

Das älteste Bankmagazin der Welt. Seit 1895.



**Identität — Wer wir sind, was uns ausmacht**

Mit grosser Umfrage: Schweizer Sorgenbarometer 2013

Die  
Kunst,  
voraus zu sein.

Der neue Audi A8.



Die Kunst, mit effizientem Leichtbau nicht nur bei Dynamik zu punkten,  
sondern auch beim Design. Erleben Sie die Technik, die das Gewicht  
von Felgen mittels neuartiger Werkstoffe reduziert und dadurch neues  
Einsparungspotenzial eröffnet. Das 20"-Technologierad\* des neuen Audi A8.  
Mehr Infos unter [www.audi.ch/a8](http://www.audi.ch/a8)

\*Optional erhältlich.

Audi  
Vorsprung durch Technik



# Identität hat stets viele Facetten



An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:

## 1 Yves Genier

Der Westschweizer Wirtschaftsjournalist erlebt den Aufschwung der Genferseeregion hautnah mit: Genier, 47, lebt von jeher zwischen Genf und Lausanne. Seine Reportage vom Arc lémanique auf Seite 28

## 2 Monika Bütler

Die Professorin für Volkswirtschaftslehre an der Universität St. Gallen und Leiterin des Schweizerischen Instituts für Empirische Wirtschaftsforschung schreibt über die identitätsstiftende Rolle der Altersvorsorge – auch mit persönlichem Bezug: «Als meine Grossmutter, im Krieg mit drei kleinen Kindern verwitwet, 1948 das erste Mal eine besciedene AHV-Rente erhielt, weinte sie vor Erleichterung und Dankbarkeit.» Seite 20

## 3 Marco Vernaschi

Der italienische Fotograf lebt seit 2005 in Argentinien, er hat für viele der grossen Publikationen der Welt gearbeitet und gewann 2010 den World Press Photo Award. Für das Bulletin reiste er zusammen mit dem Autor Andreas Fink in den Norden Argentiniens und besuchte eine Schweizer Kolonie. Sie kamen zurück nach Buenos Aires mit Taschen voller Bündnerfleisch, Cervelats, Raclette-Käse und Cornichons. Seite 56

## 4 Urs Willmann

Der Schweizer Journalist Urs Willmann wanderte vor 15 Jahren mit seiner Familie von Zürich nach Hamburg aus, wo er heute für «Die Zeit» arbeitet. Je länger weg, desto patriotischer: Willmanns Blick auf die alte Heimat auf Seite 68

**O**b als Einzelner oder als Kollektiv, ob zur Herstellung eines Selbstwertgefühls oder im Dienst der Abgrenzung: Die Definition von Identität berührt jeden und jede im Innersten und setzt starke Emotionen frei. Vom Ringen um das Selbstbild, das genau genommen stets aus vielen Bildern besteht, ist jede persönliche Biografie geprägt und ebenso die Weltgeschichte – im Guten wie im Schlechten.

**S**chwerpunktmaessig sind wir in dieser Bulletin-Ausgabe der Identität der Schweiz auf der Spur. Im Wissen darum, dass es die eine, einzige Identität eines Landes nicht geben kann, zeigen wir verschiedene Facetten. Was zum Beispiel ist noch schweizerisch an Auswanderern, die vor über 70 Jahren aus wirtschaftlichen Gründen gedrängt waren, das Land zu verlassen, und sich im Norden Argentiniens ansiedelten (siehe Seite 56)? Wie verändert sich derzeit der Arc lémanique, die Boom-Region am Genfersee, durch den Aufschwung und die Internationalisierung (Seite 28)? Wir gehen auf Seite 20 dem Phänomen nach, dass eine Sozialversicherung, die AHV, entscheidend zum Zusammenhalt der Nation beiträgt. Und selbstverständlich interessiert uns, wie unser Land von aussen wahrgenommen wird (Seite 68). Wer übrigens denkt, er sei ein Musterschweizer, der möge sich von einem Einbürgerungstest (Seite 78) herausfordern lassen – erstaunlich, wo man überall das Kreuz richtig setzen muss, um den roten Pass zu bekommen.

**I**n der Heftmitte finden Sie das Sorgenbarometer der Credit Suisse. Was bewegt die Schweiz? Was ist ihr wichtig? Die traditionelle Umfrage, in der seit 1976 Aussagen zu den Sorgen und zum Identitätsverständnis der Stimmberechtigten erhoben werden, liefert einige erstaunliche Resultate: Mehr als die Hälfte der Befragten schätzen die eigene wirtschaftliche Lage optimistisch ein, und neun von zehn denken gar: Es kommt noch besser. Dieser Wert war noch nie so gut. Auch auf einem Allzeithoch ist das Vertrauen in wichtige Institutionen und Akteure des Landes. Ob Regierung, Medien, Polizei oder Bundesgericht: Noch nie wurde ihnen in diesem Ausmass vertraut. Die Auswertungen und Interpretationen finden Sie ab Seite 37, der gesamte Bericht steht zum Download bereit auf [www.credit-suisse.com/sorgenbarometer](http://www.credit-suisse.com/sorgenbarometer).

Wir danken Ihnen für Ihr Vertrauen, Ihre Redaktion



Mechanical Attraction  
[louiserard.ch](http://louiserard.ch)

Louis Erard

SWISS MECHANICAL WATCHES

## Bulletin: Identität

### 4 Mehr als Matterhorn

Statt Postkartensujets:  
Portfolio mit ungewöhnlichen  
Landschaftsbildern.

### 16 Ich und ich und ich

Jeder Mensch hat mehrere  
Identitäten. Warum es gut ist,  
sich dessen bewusst zu sein.

### 20 Drei magische Buchstaben

Die AHV ist für die Schweizer  
weit mehr als eine Vorsorge für  
das Alter.

### 22 Die Zukunft der Banken

Urs Rohner über die Schweizer  
Mentalität, die Credit Suisse  
und seinen Lieblingsfilm.

### 28 Der Bogen biegt sich

Der wirtschaftliche Boom am  
Arc lémanique, der vibrierenden  
Region um den Genfersee.



#### Zum Titelbild:

Multiple Identitäten, illustriert von Zohar Lazar  
(Text auf Seite 16).



### 56 Schweiz – Suiza

Besuch bei Auswanderern in  
Argentinien, die zwischen alter  
und neuer Heimat pendeln.



### 37 Sorgenbarometer

Was beschäftigt die  
Schweizerinnen und  
Schweizer?



### 44 Stimme der Wirtschaft

Valentin Vogt, Präsident  
Arbeitgeberverband.

### 46 Identitätsbarometer

Was macht die  
Schweiz aus?

### 51 Fokus Vertrauen

Schweizer Institutionen  
und Akteure sind so hoch  
im Kurs wie noch nie.

### 52 Stimme der Politik

Ruedi Lustenberger,  
der neue Nationalrats-  
präsident.

### 54 Fokus Finanzplatz

Mehr Selbstbewusstsein  
ist erwünscht.

### 66 Gene versus Umwelt

Neues zu einer alten Debatte:  
Ist der Mensch vorbestimmt  
oder doch veränderbar?

### 68 Neue Liebe

Ein Schweizer in Deutschland  
sieht die Heimat nun anders.

### 69 Elisabeth Kopp

Die erste Bundesrätin der  
Schweiz bewundert heutige  
Politikerinnen.

### 72 «Swiss Made»

Was das Gütesiegel wert ist.  
Und wie KMU die Schweizer  
Qualität hochhalten.

### 78 Hätten Sie es gewusst?

Ein Quiz mit Fragen aus dem  
Aargauer Einbürgerungstest.

### 80 Phantom der Arbeitslosigkeit

Illustriert von Jörn Kaspahl.

#### Neu im App Store

Die App «News & Expertise», mit  
dem Bulletin und weiteren aktuellen  
Publikationen der Credit Suisse.  
[www.credit-suisse.com/bulletin](http://www.credit-suisse.com/bulletin)

# Land in Sicht

Die Schweiz ist der Gipfel: Das Matterhorn kennt jedes einheimische Kind und jeder ausländische Tourist. Und sei es nur von Postkarten. Es gehört zu den am meisten fotografierten Bergen der Welt und gilt als das landschaftliche Wahrzeichen der – wie es so gern heisst – Alpenrepublik. Typisch Schweiz! Aber so klein ist das Land dann doch nicht, dass es sich auf dieses eine Monument reduzieren liesse. Hier deshalb: Bilder von Landschaften, die nicht ganz typisch sind. Aber ganz Schweiz.



Les Diablerets in den Waadtländer Alpen.





Caumasee bei Flims, Kanton Graubünden.





Creux-du-Van im Jura, zwischen Neuenburg und Waadt.





Erdpyramiden von Euseigne im Walliser Eringertal.





Monte San Salvatore im Tessin, rechts Lugano.





Hochebene Greina im Kanton Graubünden.



# Das Selbstbild ist ein Bilderbuch

Jeder Mensch besteht aus mehreren Persönlichkeiten.  
Das ist keineswegs schizophren, sondern ganz normal. Wer um seine multiplen Identitäten weiss, ist toleranter gegenüber anderen.

Von Simon Kuper (Text) und Zohar Lazar (Illustration)

Amartya Sen war 1944 ein kleiner Bub in Dhaka, damals Verwaltungssitz in Britisch-Indien. Eines Tages wankte ein Mann blutüberströmt in den Garten der Familie Sen, ein muslimischer Tagelöhner namens Kader Mia, der von hinduistischen Extremisten niedergestochen worden war. «Ich rief nach meinen Eltern und brachte ihm ein Glas Wasser», erinnert sich der heute 79-jährige Amartya Sen, Nobelpreisträger für Ökonomie, in seinem Buch «Identity and Violence» («Die Identitätsfalle»). «Als elfjähriger Junge konnte ich nicht viel für den blutenden Kader Mia tun, dessen Kopf in meinem Schoss lag.»

Hinduistische und muslimische Schläger hatten plötzlich angefangen, einander abzuschlachten. «Während wir Kader Mia in unserem Auto rasch ins Krankenhaus brachten», schreibt Sen, «berichtete er meinem Vater, dass seine Frau ihn angefleht hatte, während der Unruhen nicht in eine feindliche Gegend zu gehen. Aber er musste hinaus auf die Strasse, um Geld zu verdienen, denn seine Familie hatte nichts zu essen.» Kader Mia starb im Spital.

## Plötzliche Abgrenzungen

Dieses Erlebnis hat Sen stark geprägt und brachte ihn dazu, sich mit dem Thema Identität auseinanderzusetzen: Wer wir

sind und warum Menschen plötzlich beschliessen, dass sie beispielsweise verfeindete Muslime und Hindus sind und nicht Bengalen, Inder, Arme, Nachbarn, Landsleute oder einfach nur Menschen. Einwanderung, Globalisierung und Terrorismus und die damit einhergehenden Ängste haben dazu geführt, dass dieses «Wer sind wir?» in den letzten Jahren ein vehement diskutiertes Thema geworden ist.

Einwanderung,  
Globalisierung und  
Terrorismus haben  
dazu geführt, dass  
das «Wer sind wir?»  
heute vehement  
diskutiert wird.

Sen schaltet sich mit einem erstaunlich einfachen Argument in die Debatte ein: Niemand hat nur eine einzige Identität. Wer etwa sagt: «Ich bin Schweizer, du bist Muslim», erliegt einem Irrtum. Wir alle haben mehrere Identitäten. Ein und die-

selbe Person kann eine Schweizerin, eine Muslimin, eine Frau, eine Baslerin mit türkischen Eltern sein, ein Justin-Bieber-Fan und eine Bankangestellte. Sen, nicht nur Ökonom, sondern auch angesehener Philosoph, könnte in der Tat eine zukunftsweisende Lösung gefunden haben.

## Identität kann tödlich sein

Identität ist ein starkes Gefühl. Es kann Sympathie und Verbundenheit auslösen. Als Schweizer mag man einen Skifahrer anfeuern, den man gar nicht kennt, nur weil er in einer rot-weißen Kombination oder im Käsedress den Abhang hinunterrast. «Identität kann aber auch tödlich sein», schreibt Sen auf der ersten Seite von «Identity and Violence». «Ich erinnere mich, wie sich die Menschen vom Januar 1944 im Juli plötzlich in aggressive Hindus und wütende Muslime verwandelten.» Ähnliche Entwicklungen gab es in Nazi-deutschland, im Jugoslawien der 1990er Jahre, und in gewisser Weise sind sie heute auch in Syrien zu beobachten. Einfach gesagt: Identitätsgefühle können in Menschen den Wunsch wecken, dass andere Bürger ihres Landes «verschwinden» sollen. An der Frage der Identität entzünden sich regelmässig Unruhen und Konflikte.

Auch in der Schweiz wird intensiv über Identität nachgedacht und disku-



Schweizer



Berner



Schwedischer  
Herkunft



Buddhist



Vater



Single



Mittvierziger



Umweltaktivist



Ingenieur



ManU-Fan



Motorradfahrer



Violinist



Wanderer



Hobbyphilosoph



Vegetarier



Hundebesitzer

tier. In wenigen Ländern ist in so kurzer Zeit eine multikulturelle Gesellschaft entstanden. Das Land ist, nicht zuletzt aufgrund von Wohlstand und Stabilität, seit langem attraktiv für Einwanderer aus allen möglichen Ländern. 1900 betrug die Einwohnerzahl 3,3 Millionen, heute sind es mehr als 8 Millionen. Etwa 1,87 Millionen oder 23,3 Prozent sind Ausländer. Andere sind Schweizer, die aus Immigrantenfamilien stammen. Manche Schweizer fragen sich nun, was sie denn eigentlich mit Nachbarn verbindet, die eine andere Hautfarbe, eine andere Muttersprache oder eine andere Religion haben (obwohl viele Ausländer natürlich Deutsche und Italiener sind).

In einigen Schweizer Gemeinden stellen Ausländer inzwischen die Mehrheit. So beträgt ihr Anteil im thurgauischen Kreuzlingen 52 Prozent, in Leysin VD etwa 62 Prozent. Wie ungewöhnlich das selbst in der globalisierten Welt von heute ist, zeigt ein Vergleich mit den USA. Miami-Dade war 2011 der einzige US-Verwaltungsbezirk, in dem Ausländer die Mehrheit stellten.

Seit dem 11. September 2001 schlägt Ausländern, namentlich Muslimen, im Westen besonderes Misstrauen entgegen. Die These vom Kampf der Kulturen, die der amerikanische Politikwissenschaftler Samuel Huntington vor zwanzig Jahren formulierte, ist wieder en vogue. Huntington sprach von unterschiedlichen «Kulturreisen» (Muslimen, Hindus, Christen usw.), die fast zwangsläufig in Konflikt gerieten.

#### **Wenn die Gegensätze verschwinden**

Sen sieht das ganz anders. Er hält es für eine irrite Vereinfachung, wenn jedem Menschen eine einzige Identität zugeschrieben wird. An kulturellen Abgrenzungen festzuhalten, sei ein grundlegendes Missverständnis. Das führe nur zu Konflikten.

Tatsächlich vertrat ein Extremist wie Osama bin Laden genau diese spalterische Sichtweise: Muslime haben nichts mit Christen gemeinsam. Und Slobodan Milošević verkündete, dass Serben nichts mit Kroaten gemeinsam hätten – nicht einmal, wenn sie im selben Haus wohnten und praktisch dieselbe Sprache sprächen, ja

nicht einmal, wenn sie miteinander verheirat seien. Amartya Sen hält die These von der einen, ausschliesslichen Identität nicht nur für falsch, sondern auch für gefährlich.

Gewiss, Sen ist ein Kosmopolit, der mehr als andere Menschen mit vielen Or-

**«Die grosse Hoffnung auf Harmonie in unserer unruhigen Welt liegt in der Pluralität der Identitäten», sagt Amartya Sen.**

ten der Welt verbunden ist. Er ist ein Harvard-Professor, der in Cambridge, Oxford und Delhi unterrichtet hat. Aber selbst der bodenständigste Dorfbewohner hat mehrere Identitäten. Und diese verändern sich, wenn das Dorf grösser wird, er selbst nicht mehr in die Kirche geht, eine europäische Identität sich entwickelt und so weiter. Der Dorfbewohner hat vielleicht auch vergessen, dass sein Grossvater oder andere Vorfahren aus der Fremde zugezogen waren. Multiple Identitäten gehören ganz selbstverständlich zum Menschsein.

Hat man das einmal akzeptiert, kann man «Schweizer» und «Muslim» nicht mehr als Gegensätze denken. Die multiple Identität ist natürlich komplexer als die einfache Identität. Aber sobald sie Allgemeingut geworden ist, wird man mit sehr viel klarerem Blick an so unterschiedliche Themen wie Schweizer Identität, europäische Einheit und globalen Terrorismus herangehen. Der schöne Begriff «Secondo» weist ja schon auf eine zumindest duale Identität hin, die die Schweiz und das Herkunftsland der Eltern einschliesst.

#### **Entweder, oder – ein Irrtum**

Ein Rechtspopulist wie der niederländische Politiker Geert Wilders sieht in der multiplen Identität ein Problem. Nach seinem Verständnis sollen die Menschen nur

einen Pass haben, sich nur einer Nation zugehörig fühlen, also etwa den Niederlanden oder Marokko. Sen dagegen sieht die multiple Identität als Lösung für unsere unwiderruflich globalisierte Welt. Die Menschen sind nicht alle gleich, schreibt er. «Die grosse Hoffnung auf Harmonie in unserer unruhigen Welt liegt in der Pluralität unserer Identitäten, die sich überschneiden und gegen eine scharf abgegrenzte einfache Identität funktionieren.» Wenn die Mörder von Kader Mia ihn als indischen Mitbürger, als Bengalien, als Dhakaiten, als Armen oder als Menschen betrachtet hätten, der zufällig einer anderen Religion angehörte, hätten sie ihn nicht umbringen müssen; und einem Elfjährigen wäre ein traumatisches Erlebnis erspart geblieben.

Amartya Sen hat nicht nur einem unter Millionen von Opfern gewaltsamer Ausgrenzung ein Denkmal gesetzt. Er hat zugleich eine Theorie entwickelt, die uns Orientierungshilfe sein kann. □

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.

**Simon Kuper** ist ein Journalist, der regelmässig für die «Financial Times» schreibt, Brite, geboren in Uganda als Sohn südafrikanischer Eltern, aufgewachsen in den Niederlanden, Jude, verheiratet mit einer Amerikanerin, wohnhaft in Paris, und er hat noch viele andere Identitäten.

Der Illustrator **Zohar Lazar** arbeitet für den «New Yorker», «Rolling Stone», «GQ», «Vanity Fair» und viele andere. Er wohnt im US-Bundesstaat New York.

**BAUTEC**

DAHEIM AM SCHÖNSTEN



■ Konzept/Idee

Architektur...individuell...  
modern...Häuser...BAUTEC...  
Raum...Ideen...grosszügig...  
Konzept...ideal...persönlich...  
Entwurf...Layout...realisieren...  
luxuriös...praktisch...flexibel...  
offen...Attika...repräsentativ...  
interessant...Raumaufteilung...  
Wellness...eindrucksvoll...  
Glasfronten...Minerie...edel...  
Komfortsteuerung...exklusiv...  
Galerie...attraktiv...Ankleide...  
Fitnessraum...Pool...  
Gartenlandschaft...

*Innovation*

# Wir, die AHV



In anderen Ländern nennt man Rentner «best agers», in der Schweiz heissen sie: AHV. Nüchtern – und liebevoll. Die drei Buchstaben stehen für mehr als nur eine Sozialversicherung.

Von Monika Bütler

Als meine Grossmutter, im Krieg mit drei kleinen Kindern verwitwet, 1948 das erste Mal eine bescheidene AHV-Rente erhielt, weinte sie vor Erleichterung und Dankbarkeit. Dabei waren die rund 35 Franken pro Monat selbst für damalige Verhältnisse wenig, gerade einmal sieben Prozent des Medianeinkommens. Trotz der Unterstützung durch ihre Kinder lebte sie auch später in ärmlichen Verhältnissen, in einer kleinen dunklen Wohnung ohne richtige Heizung. Dennoch blieb sie zeit ihres Lebens sehr dankbar über ihre AHV-Rente.

65 Jahre später: Die «Schweizer Illustrierte» porträtiert den «coolsten Rentner der Schweiz», das frühere Skidiol Bernhard Russi, der mit Jahrgang 1948 gleich alt ist wie die AHV. Zwischen meiner Grossmutter (die mit 66 Jahren als gebrechliche Frau starb) und dem topfittigen Neurentner Bernhard Russi liegen Welten.

Auch zwischen der AHV von 1948 und der AHV von 2013 liegen Welten. Die

Leistungen sind gemessen am Durchschnittslohn mehr als zweieinhalb Mal höher als früher, sie wurden ergänzt durch eine obligatorische berufliche Vorsorge und Ergänzungsleistungen.

Seit der Einführung der AHV ist die verbleibende Lebenserwartung im Alter von 65 Jahren um rund acht Jahre gestiegen – meist beschwerdefreie Jahre notabene. Den «Alten» geht es heute im Durchschnitt nicht nur finanziell viel besser als früher; sie sind auch gesünder und fühlen sich jünger.

Allerdings sind da auch die negativen Prognosen über die künftige Entwicklung der AHV. Diese beschäftigt die Schweizer Bevölkerung stark, im Sorgenbarometer der Credit Suisse steht sie auf Platz 3. Selbst politische Kreise, die noch vor wenigen Jahren jede Finanzierungslücke der AHV bestritten haben, müssen inzwischen eingestehen, dass sich ohne Gegenmassnahmen bald ein grosses Loch in der Versicherungskasse auftut.

Die drohende Finanzierungskrise hat der Popularität der AHV noch keinen Abbruch getan. Sie ist als Institution in allen Bevölkerungskreisen fest verankert. Die AHV ist eine Erfolgsgeschichte: In relativ kurzer Zeit konnte damit die Armut im Alter praktisch ausgemerzt werden, laut Pro Senectute sind nur noch etwa 3 bis 4 Prozent davon betroffen. Besonders bei der Witwenarmut, die selbst in Ländern wie den USA noch immer beobachtet werden kann, gab es eindrückliche Verbesserungen. Die Versicherung verursachte seit ihrer Einführung keine Skandale. Sie arbeitet schnell, transparent und mit ausgesprochen tiefen Verwaltungskosten.

## Drei Buchstaben auf Rädern

Die AHV, das sind wir. Das Geheimnis dieser innigen Beziehung? Fast alle Einwohner der Schweiz tragen zur Finanzierung der AHV bei, fast alle profitieren einmal davon. Man muss – im Unterschied zur IV – nicht streiten, ob jemand eine

Rente beziehen darf. Das Alter kann zweifelsfrei und mit geringen Kosten festge stellt werden. «Scheinalte» gibt es nicht.

Die Stellung der AHV ist im internationalen Vergleich einzigartig. Ihr Kürzel steht längst nicht nur für die Versicherung im Alter und beim Tod des Ernährers; es ist mittlerweile Synonym für Frauen ab 64 und Männer ab 65. Während in anderen Ländern Senioren, «best agers» oder «silver agers» Rabatte gewährt werden, heisst es in der Schweiz beim Eingang ins Schwimmbad oder ins Museum schlicht: «Eintritt Erwachsene, Kinder & AHV...» Sind die Züge an schönen Tagen voll, stöhnen die Pendler: «Die AHV ist unterwegs», die wohl weltweit einzige reisende Sozialversicherung. Und unter den Ärger über fröhlich jassende Senioren mischt sich wohl auch etwas Neid.

#### **Keine Privilegien, keine Extras**

Es ist keine Selbstverständlichkeit, dass ausgerechnet eine Sozialversicherung so sehr zum Selbstbild der Schweiz gehört. Eine erste Vorlage zu einem AHV-Gesetz scheiterte nämlich 1931 in der Referendumsvotum: an der prekären Wirtschaftslage, konservativen Wirtschaftskreisen, den Jungen, für die die Beiträge zu hoch waren, den Pensionskassen, die fürchteten, vom Gesetz übergangen zu werden, und den Kommunisten, denen die Leistungen zu bescheiden waren.

Besonders interessant: Schon damals tat sich ein Röstigraben auf – ebenfalls schon fast ein Teil unserer Identität –, allerdings mit umgekehrtem Vorzeichen. Die Vorlage von 1931 traf nicht nur auf den Widerstand konservativer Landkantone, sondern auch auf die Ablehnung welscher Kantone. In der Waadt erhielt der Vorschlag mit 24 Prozent Ja etwa gleich wenig Zustimmung wie in der Innerschweiz.

Dass die Identifikation mit der AHV so gross ist, hat vielleicht mit einem weiten Teil der schweizerischen Identität zu tun, der direkten Demokratie. Institutionen wie die Alterssicherung werden eben gerade nicht auf dem Reissbrett entworfen, sondern im politischen Prozess. Das Volk verfügt durch die direkte Demokratie so zugesagt über ein Einzelpostenrecht, ein sogenanntes «line item veto». Es ist gar nicht möglich, dem Souverän eine Reform der Alterssicherung als Teil eines Gesamtpaketes unterzubringen. Jeder Bürger, jede Bürgerin ist gezwungen, sich mit der Materie auseinanderzusetzen. Herausgekom-

men ist im Fall der AHV eine einfache und übersichtliche Lösung gegen Alters- und Witwenarmut. Es gibt im Unterschied zu den meisten anderen Ländern keine Sonderlösungen für Beamte und andere Bevölkerungsgruppen. So bleibt die Versicherung auch anpassungsfähig und schlank.

Von Partikularinteressen blieb die AHV dennoch nicht verschont. Beispiel: Die Änderungen im Rentenalter der Frauen durch die damals ausschliesslich männlichen, mehrheitlich mittelalterlichen und verheirateten Bundesparlamentarier. Die Senkung des anfänglich ebenfalls auf 65 Jahre festgelegten Frauenrentenalters auf 62 Jahre wurde nicht nur mit der Existenzsicherung (Frauen haben tiefere Löhne) begründet, sondern auch damit, dass die Männer und ihre im Durchschnitt um drei Jahre jüngeren Ehefrauen gemeinsam in Pension sollten gehen können.

Die tiefe Verankerung in der Bevölkerung hat auch Nachteile: Sie hemmt Reformen, indem sie dazu verleitet, ungünstige demografische und wirtschaftliche Entwicklungen auszublenden. An Warnungen über drohende finanzielle Ungleichgewichte aufgrund der demografischen Entwicklung fehlte es nämlich nie; die Nationalbank schrieb bereits 1957 von einer «zunehmenden Überalterung». Nur wenn es gelingt, die an sich erfreuliche Zunahme der Lebenserwartung in der AHV zu berücksichtigen, bleibt die Versicherung auch in der Zukunft von weiten Kreisen der Bevölkerung getragen und geschätzt.

Auf die Probe gestellt wird die Beziehung nicht nur durch das finanzielle Ungleichgewicht, sondern auch durch einen immer engeren Blick auf die eigenen Vorteile. So zeigt das Sorgenbarometer, dass in der Beurteilung der staatlichen Leistungen zwischen Innen- und Aus sensicht eine beträchtliche Lücke klafft. 65 Prozent der Befragten geben zwar an, selber zu wenig vom Staat zu erhalten, doch sind nur 39 Prozent dieser Meinung, wenn es um die anderen geht; für 51 Prozent tut der Staat im Allgemeinen zu viel.

#### **Aussergewöhnliche Solidarität**

Die Solidarität zwischen den Einkommensgruppen in der AHV ist riesig und im internationalen Vergleich aussergewöhnlich. Viele Erwerbstätige zahlen ein Vielfaches dessen ein, was sie später an Rente beziehen; die höchste ist nur doppelt so hoch wie die tiefste, derzeit monat-

lich maximal 2340 Franken. Bei einem Einkommen von 500 000 Franken werden der AHV, inklusive Arbeitgeberbeiträge, circa 42 000 Franken pro Jahr geschuldet. Drei Viertel davon – also eine ganze maximale AHV-Jahresrente – reine Steuern, die keinerlei Einfluss auf die Rentenhöhe haben. Dass die Grossverdiener bis heute der AHV die Stange halten, ist nicht selbstverständlich.

#### **Die Angst vor dem Loch**

Dies könnte sich ändern, wenn von denen, die ohnehin schon sehr viel beitragen, noch mehr eingefordert wird. Schon heute haben Unternehmen Mühe, ihren ausländischen Spitzenkräften zu erklären, weshalb sie auch auf dem nicht rentenbildenden Einkommen AHV-Beiträge zu entrichten haben. Freilich beunruhigt die Angst vor wegbrechenden AHV-Einnahmen die Stimmbürger mehr – und ist demzufolge eher zu vermitteln – als negative Auswirkungen auf die Wettbewerbsfähigkeit des Landes. Wie sagte doch der verstorbene Bundesrat Tschudi: «Die Reichen brauchen die AHV nicht, aber die AHV braucht die Reichen.»

Trotz allen Einwänden bleibt die AHV auch für die schreibende Wissenschaftlerin ein integraler Teil des schweizerischen Erfolgsmodells. Und dies nicht nur, weil mir die Dankbarkeit meiner Grossmutter für immer im Gedächtnis eingraviert ist. □

**Monika Bütler** ist Volkswirtschaftsprofessorin an der Universität St. Gallen mit den Forschungsschwerpunkten Sozialversicherungen und Arbeitsmarkt.

«Ich will Transparenz:  
Ich will, dass man auf  
einen Blick sieht,  
wie und wo die Bank  
ihr Geld verdient.»

Credit Suisse Präsident Urs Rohner über die Identität der Schweiz, die Digitalisierung der Finanzbranche und den besten Hollywood-Film über Banken.

Von Daniel Ammann und Simon Brunner (Interview) und Maurice Haas (Foto)

**H**err Rohner, was ist die Schweiz für Sie?  
Meine Heimat. Hier wurde ich geboren und hierhin kam ich nach mehreren beruflichen Aufenthalten im Ausland gerne zurück. Ganz ehrlich: Als 20-Jähriger hätte ich das nicht gedacht, weil es mich ins Ausland zog.

**Was zeichnet unser Land aus?**

Wir haben sehr gut funktionierende Institutionen und trotz der kulturellen Vielfalt immer noch einen inneren Zusammenhalt, der die Schweiz auszeichnet und stark macht. Wir haben eine beeindruckende Zahl an erfolgreichen Unternehmen, kleine und grosse. Die Verschuldung der Schweiz ist tief, und wir haben einen Finanzsektor, auf den man stolz sein kann – über die letzten hundert Jahre betrachtet hat dieser Sektor sehr viel zu unserem Wohlstand beigetragen. Fairerweise muss man aber auch sagen: Wir sind ein kleines Land, sodass Bildung, Infrastruktur und Rechtssicherheit ver-

gleichsmässig einfacher sicherzustellen sind als in grossflächigen Ländern, in denen Hunderte von Millionen Menschen leben.

**Wie definieren Sie die Schweizer Mentalität?**

Wir haben eine starke nationale Identität und trotzdem sind wir ein internationales Land, weltoffen, auch dank der Viersprachigkeit. Offensichtlich können wir grundsätzlich gut mit unterschiedlichen Kulturen umgehen. Das ist ein Teil unseres Erfolgs und hängt wohl auch damit zusammen, dass Schweizer schon früh ins Ausland gehen mussten, um Arbeit oder Absatzmärkte für ihre Produkte zu finden.

**Was stört Sie an der Schweiz?**

Es fehlt manchmal an innerer Grosszügigkeit, jemandem eine zweite Chance zu geben. Das ist ein fundamentaler Unterschied beispielsweise zu den USA, wo es als normal gilt, wenn jemand auch mal scheitert und sich wieder hocharbeitet. Brüche in der Karriere sind dort nicht aussergewöhnlich. Bei uns wird nicht so leicht vergeben – das schafft Angst vor Fehlern und hemmt den Mut, etwas zu wagen.

**Wie würden Sie sich als Person beschreiben?**

Ich bin ein neugieriger und offener Mensch. Ich lasse mich nicht so schnell verunsichern und behalte in der Regel die Nerven, auch wenn es schwierig oder unangenehm wird.

**Was hat Sie geprägt?**

Ich habe, glaube ich, ein Grundvertrauen in mich selbst. Wenn ich mir etwas vornehme, bin ich überzeugt, dass ich es erreichen kann, wenn ich mich genügend anstrengte. Das zieht sich durch mein ganzes Leben: in der Schule, beim Sport, bei der Arbeit. Wenn man etwas wirklich will, kann man es auch schaffen.

**Sie wurden Anfang zwanzig zweimal Schweizer Meister im Hürdenlauf.**

**Warum waren Sie der Schnellste?**

Natürlich braucht es etwas Talent und die richtige Physis. Aber ohne mentale Stärke und Disziplin kommen Sie nirgends an die Spitze. Der Sport war eine gute Schule fürs Leben. Es war das erste Mal, dass ich mir ein konkretes Ziel setzte: Ich wollte Schweizer Meister werden. Dem

ordnete ich vieles unter. Ausserdem musste ich lernen, zu verlieren und dies zu akzeptieren.

**Das war schwierig?**

Ja. Ich erinnere mich noch gut, wie ich bei den Schweizer Jugendmeisterschaften einmal Zweiter wurde. Ich regte mich fürchterlich über mich auf – zurückhaltend formuliert.

**Sprinter haben kein Racket zum Zertrümmern. Was flog alles durch die Gegend?**

Das behalte ich lieber für mich.

**Sie kommen aus einer klassischen Mittelstandsfamilie – Ihr Vater arbeitete bei einer Versicherung –, und Sie präsidierten heute eine der grössten Banken der Welt. Eine typisch schweizerische Karriere?**

Die soziale Mobilität ist in der Schweiz zum Glück möglich, das stimmt schon. Aber das ist auch in anderen Ländern so. Keine individuelle Geschichte darf überbewertet werden: Auch bei mir war viel Glück dabei.

**Seit 2004 sind Sie bei der Credit Suisse, seit 2011 als Präsident des Verwaltungsrates. Was ist Ihr Ziel mit der Bank?**

Die Credit Suisse soll sich als eine der führenden Banken der Welt in ihren Geschäftsbereichen positionieren. Und dort bleiben.

**Kritiker bemängelten nach den schwachen Quartalszahlen im vergangenen Herbst einmal mehr, Sie hätten keine Strategie für die Bank.**

Die Qualität einer Strategie misst sich nicht an einem einzelnen Quartalsergebnis. Es war übrigens gar nicht so schlecht, wie es zunächst dargestellt wurde, bevor die Quartalsergebnisse der Konkurrenten vorlagen. Unsere Strategie ist langfristig ausgelegt, und seit 2011 haben wir kontinuierlich Fortschritte erzielt. Spricht man mit unseren Aktionären und liest man die Berichte der Analysten, wird unsere Strategie anerkannt und verstanden. Das zeigt sich auch an den entsprechenden Ratings. Dies nicht unbedingt, weil wir alles richtig machen, sondern weil wir die Bank klar aufgestellt haben. Und weil wir vieles schon umgesetzt haben, was andere Banken noch vor sich haben.

*Von Transformation, von prinzipiellen Änderungen reden alle: Inwiefern ist die Credit Suisse heute wirklich eine andere Bank als vor der Krise?*

Wir haben unser Geschäftsmodell in den letzten zweieinhalb Jahren neu aufgesetzt. Wir haben die Investmentbank fundamental umgebaut, deutlich verkleinert und signifikant Kosten eingespart. Weiter haben wir drastisch Risiken abgebaut, die Bilanz massiv reduziert und wir treiben im Private Banking die notwendige Transformation rasch voran. Wenn man uns etwas vorwerfen kann, dann vielleicht, dass wir zu viel zu schnell und gleichzeitig gemacht haben. Das waren zum Teil für die Mitarbeitenden schmerzhafte Prozesse, die aber nötig sind.

*Bei all diesen Kostensparprogrammen: Welche Perspektiven geben Sie einem Bankenlehrling, der eben seine Ausbildung bei der CS beginnt?*

Wer bei uns eine Lehre anfängt, kommt zu einer Bank, die ihren Kunden das gesamte Spektrum an Finanzdienstleistungen bietet – und bekommt so Möglichkeiten, eine Vielfalt an Erfahrungen zu machen, hierzulande sowie im Ausland. Wir fördern unsere Talente und sind bemüht, ihnen die besten Perspektiven auf allen Karriereebenen zu eröffnen. Wenn wir als Unternehmen insgesamt heute effizient und flexibel sein müssen, dann auch deshalb, weil unsere Mitarbeitenden bei uns langfristige Karrieremöglichkeiten haben sollen – auch wenn sich die Finanzbranche derzeit in hohem Tempo verändert.

*Wieso hält die CS die Investmentbank für wichtiger als die UBS?*

Ich kann nur für die CS sprechen. Wir betreiben im Investment Banking bei Weitem nicht alle Geschäfte, sondern fokussieren auf diejenigen Bereiche, in welchen unsere Stärken liegen, wo wir eine gute Marktposition haben und gute Renditen erzielen können – auch unter den heute viel strengerem Kapitalanforderungen. Das heisst aber auch, dass dieses Modell laufend weiterentwickelt werden muss, so wie wir das unlängst mit Bezug auf das globale Zinsgeschäft angekündigt haben. Mit unserem Investment Banking erbringen wir Dienstleistungen für grosse Firmenkunden, staatliche Körperschaften und Institutionen – kurz für alle, die am

Kapitalmarkt Geld aufnehmen oder investieren möchten. Und für eine Bank wie die CS, die weltweit sehr vermögende und anspruchsvolle Privatkunden betreut, ist es ein grosser Vorteil und nach meiner Einschätzung unabdingbar, diesen auch Investment-Banking-Lösungen und -Produkte anbieten zu können. Das erwarten sie von uns.

*Im Herbst gab die Aufteilung in strategische und nicht strategische Aktivitäten der Bank zu reden. Es wurde von «Abstellkammern» und «Abfallkübeln» geschrieben.*

Ich will Transparenz: Ich will, dass man auf einen Blick sieht, wie und wo die Bank ihr Geld verdient. Im Unterschied zu unseren Mitbewerbern bleiben bei uns die Non-strategic Units in den Divisionen, sie werden nicht in eine Bad Bank ausgelagert. Damit möchten wir sicherstellen, dass die Verantwortung der Mitarbeitenden für diese Einheiten nicht nachlässt.

*Im Sorgenbarometer 2013 zeigt sich, dass dem Finanzsektor wieder mehr vertraut wird als in den vergangenen Jahren. Trotzdem scheint der Ruf der Banken längerfristig havariert. Warum?*

Seit dem Mittelalter waren Banken selten wirklich beliebt. Sie waren respektiert, wenn sie gut geführt wurden. In der letzten Krise liefen viele Dinge in unserer Branche schief, und es gab Exzeesse, die man nicht kleinreden darf. Es ist daher nicht verwunderlich, dass die Industrie ein Vertrauensproblem hat. Wir begegnen dem unter anderem, indem wir unsere Kunden in den Mittelpunkt stellen, die Wirtschaft mit Krediten und Kapital versorgen und uns konstruktiv zur Lösung von branchenweiten Problemen einbringen. Bei aller berechtigten Kritik: Es waren nicht die Banken allein, die das Problem verursacht hatten.

*An wen denken Sie speziell?*

Politiker haben keine Bedenken, immer zuerst auf die Banken zu zeigen. Dabei könnte man auch fragen, wieso die grossen Staatsverschuldungen überhaupt erst entstanden sind: zum allergrössten Teil, weil über längere Zeit die öffentlichen Ausgaben zu hoch waren und gleichzeitig notwendige Strukturreformen nicht an die Hand genommen worden sind. Ich denke zum Beispiel an Arbeitsmarktreformen in Westeuropa. >

*«Wir haben einen Finanzsektor, auf den man stolz sein kann – er hat die letzten hundert Jahre sehr viel zu unserem Wohlstand beigetragen.»*



«Wir haben eine beneidenswert hohe politische und gesellschaftliche Stabilität in der Schweiz.» Urs Rohner, 54.

### ***Wann ist die Staatsschuldenkrise ausgestanden?***

In Europa haben viele Banken gerade in der Peripherie einen bedeutenden Teil ihrer Bilanzen noch nicht bereinigt. Die Staatsschulden sind immer noch extrem hoch und die erforderlichen Reformen noch längst nicht alle umgesetzt. Es wird darum noch einige Zeit dauern, bis die Eurozone wirklich stabilisiert ist. Man wird wohl auch nicht um eine gewisse Vergemeinschaftung der Schulden in Europa herumkommen. Das kann man politisch aber nur dann glaubwürdig verkaufen, wenn man gleichzeitig hart auf Reformen pocht.

### ***Wo sehen Sie die Zukunft des Swiss Banking?***

Zuerst: Für die grossen Themen der vergangenen Jahre – auch für das Steuertema – haben wir Lösungen oder zumindest vernünftige Lösungsansätze, auch wenn wir noch nicht sämtliche Folgen ausgestanden haben. Für die Zukunft: Die Kombination, die der Schweizer Finanzplatz anbieten kann, ist sehr gut. Wir haben eine bemedenswert hohe politische und gesellschaftliche Stabilität in der Schweiz, normalerweise eine hohe politische Verlässlichkeit in getroffenen Lösungen, ein funktionierendes Rechtssystem, eine hohe Servicequa-

lität und eine stabile Währung. Zudem gibt es nach wie vor grosse Unsicherheit in anderen Märkten. Die Leute wollen ihr Risiko streuen und nicht alles Geld in einem Wirtschaftsraum behalten.

### ***Wo lauern die Gefahren?***

Wenn wir das grenzüberschreitende Private-Banking-Geschäft auch in Zukunft anbieten können, wird der Zufluss von Kapital in die Schweiz anhalten. Das Geschäft aus der Schweiz heraus wird allerdings durch europäische Regeln, wie die Finanzdienstleistungsrichtlinie MiFID II, bedroht. Sie könnte unseren Marktzugang zum europäischen Binnenmarkt verschlechtern, was wir unbedingt vermeiden müssen.

### ***Vor ein paar Jahren hofften Sie noch, die Finanzkrise könnte zur Chance werden, neue Regulierungen international abzustimmen und so ein sogenanntes Global Level Playing Field zu schaffen, also in allen Ländern die gleichen Bedingungen für alle herzustellen.***

Diese Hoffnung hat sich leider noch nicht erfüllt. Es gibt eine Tendenz zu einer nationalen Divergenz der regulatorischen Ansätze, wobei viele Länder ihre eigenen Hürden errichten.

### ***Um den eigenen Finanzplatz zu schützen?***

Sagen wir es offen: Am Schluss des Tages vertrauen die Regulierungsbehörden einander für den Krisenfall noch nicht wirklich. Deshalb verlangen zum Beispiel die US-Behörden, dass grosse Auslandsbanken ihre Aktivitäten vor Ort in zwischengeschalteten Dachgesellschaften zusammenfassen, die ihren Vorschriften unterliegen, was Eigenkapitalquoten oder Kreditgrenzen betrifft. Dadurch wollen sie sicherstellen, dass die Institute dann auch genügend Kapital vor Ort halten, wenn tatsächlich etwas schiefläuft.

### ***Hat man die «Too big to fail»-Problematik, global gesehen, im Griff?***

Es gibt momentan immer noch keinen global vollständig umgesetzten Standard für eine geordnete Restrukturierung oder Abwicklung einer international systemrelevanten Bank. Ich sagte bereits vor fünf Jahren: Das ist der ultimative Lackmustest für die Stabilität des Systems. Sie müssen auch eine solche Bank aus dem System nehmen können, ohne dass das System selber ein Problem bekommt.

### ***Ist das überhaupt schon irgendwo der Fall?***

Die US-Behörden haben eine klare Regelung und können eine systemrelevante Bank schon heute geordnet sanieren oder liquidieren. Auch die Schweiz hat schnell eine sehr gute und schlagkräftige Regulierung erarbeitet: Da sind die hohen Kapitalanforderungen, inklusive des wandelbaren Eigenkapitals, der sogenannten CoCos [*contingent convertibles*, bedingte Pflichtwandelanleihen, Anm. d. Red.]. Der Regulator hat überdies die gesetzliche Möglichkeit, in einem wirklichen Krisenfall Fremdkapital zwangsweise in Eigenkapital zu wandeln, was insgesamt das verlustabsorbierende Kapital nochmals massiv erhöht, im Fall der CS auf über 100 Milliarden Franken. Die Banken müssen zudem für den Notfall einen glaubwürdigen Recovery- und Resolution-Plan haben. Wir sind mit der Finma in dieser Hinsicht in laufendem Kontakt hinsichtlich Eigenmitteln und Liquidität, aber auch der Rechtseinheiten und der Organisationsstruktur der Gruppe.

### ***Wird die Konsolidierung auf dem Schweizer Finanzplatz weitergehen?***

Davon kann man ausgehen, gerade in Bereichen, in denen Schweizer Banken traditionell stark sind, wie in der Vermögensverwaltung. Die Compliance- und IT-Kosten werden wegen der internationalen Regulierung weiter stark steigen. Das dürfte für kleine und mittelgroße Institute sehr schwer zu verkraften sein. Das wird den Konzentrationsprozess beschleunigen. Und man darf nicht vergessen: All dies geschieht in einem Umfeld, in dem in den letzten fünf Jahren in diesem Geschäft die Margen erheblich zurückgegangen sind.

### ***Sehen Sie das als Chance?***

Es ist nicht unsere Strategie, im Schweizer Markt bei der Konsolidierung eine grosse Rolle zu spielen.

### ***Wie lange gibt es noch zwei Grossbanken in der Schweiz?***

Ich hoffe noch sehr lange.

### ***Zehn Jahre?***

Daran habe ich keine Zweifel. Aus mehreren Gründen: Beide Banken sind in ihren Geschäften gut aufgestellt. Es sind Geschäfte, die man auch in Zukunft erfolgreich betreiben kann, wenn man sie

**«Am Schluss des Tages vertrauen die Regulierungsbehörden einander für den Krisenfall noch nicht wirklich.»**

# «Man wird wohl nicht um eine gewisse Vergemeinschaftung der Schulden in Europa herumkommen.»

diszipliniert angeht und sich das regulatorische Umfeld nicht ständig und in nicht voraussehbarer Weise verändert.

*Interessant: Laut dem aktuellen Sorgenbarometer finden 78 Prozent der befragten Schweizerinnen und Schweizer, die Sicherung des Bankkundengeheimnisses sei wichtig oder sehr wichtig.*

Das finde ich auch. Die zentrale Frage ist jedoch, was man damit genau meint. Das Bankengesetz hält fest, dass Bankangestellte Informationen über ihre Kunden geheim halten müssen, wie das ja auch für Ärzte oder Anwälte gilt. Da geht es um die Privatsphäre, und das unterschreibe ich zu hundert Prozent. Aber das Bankgeheimnis darf kein Schutz für Steuerhinterziehung sein.

*Ist der generelle Informationsaustausch in fünf Jahren Realität?*

Über Fristen will ich nicht spekulieren. Ich gehe aber davon aus, dass eine Form des automatischen Informationsaustauschs ein globaler Standard werden

wird. Dem wird sich die Schweiz langfristig nicht entziehen können.

## *Wie geben Sie damit um?*

Zwei Punkte sind mir wichtig: Aufgrund der speziellen Situation der Schweiz muss sichergestellt sein, dass die Kunden aus Ländern, mit denen man einen automatischen Informationsaustausch vereinbart, die Möglichkeit haben, zunächst ihre Altlasten zu bereinigen, sei es über Amnestien oder über strafbefreiende Selbstanzeigen. Zweitens: Es muss sichergestellt werden, dass wir in diesen Ländern diskriminierungsfreien Marktzugang haben. Es ist für eine ausländische Bank kein Problem, Bankdienstleistungen in der Schweiz anzubieten. Es darf nicht sein, dass dies im umgekehrten Fall nicht gilt. Da muss die Politik meiner Meinung nach auch hart verhandeln und Reziprozität einfordern.

## *Härter verhandeln?*

Hart ist genug.

## *Was sind die anderen grossen Herausforderungen für die Bank in den nächsten Jahren?*

Meine Kinder gehen nicht mehr in eine Bankfiliale, sie wollen alles digital erledigen. So geht es vielen Menschen. Und es gibt eine junge Generation von Unternehmern, die *digitally savvy* sind, die teilweise ja auch in diesem Bereich ihr Geld verdienen. Man muss sich deshalb fragen: Welche Anforderungen haben diese Kunden an den Service einer Privatbank, wofür genau sind sie bereit, Beratungsgebühren und Kommissionen zu bezahlen? Und generell: Welche Dienstleistungen kann man in einer Gesellschaft, die sich zunehmend in Richtung voller Informationstransparenz bewegt, überhaupt erfolgreich anbieten?

## *Ihre Antwort?*

Innovation im Sinne von Digitalisierung des Private Banking ist bereits im Gange, und für Banken und ihre Kunden besteht hier ein enormes Potenzial. Die Kunden möchten rund um die Uhr und weltweit auf die Marktdaten und auf ihr Portfolio zugreifen können, unabhängig davon, wo genau sie ihre Aktiven verbuchen. Sie wollen in der Lage sein, ihr Portfolio selber gegen Risikoveränderungen zu testen. Auch das Wissen der Banken kann noch viel besser an den Kunden

vermittelt werden. Letztendlich wird die Digitalisierung es uns erlauben, die Bank zu einer permanenten Anlaufstelle der Kunden zu machen, die so dynamisch ist wie er selbst. Das ist ein ziemlich grosser Schritt.

*Sie haben einmal gesagt: «Filme sind meine Leidenschaft. Ich kann mir vorstellen, mit 50 nur noch Filme zu produzieren oder Drehbücher zu schreiben.» Inzwischen sind Sie 54.*

Ich habe es auf 70 hinausgeschoben, aber als Idee habe ich diesen Traum immer noch. Manchmal muss man Träume haben, die man ständig vor sich herschiebt, weil die Aufgabe, die man gerade vor sich hat, so interessant und spannend ist.

## *Welches ist der beste Hollywood-Film über Banken?*

«Margin Call» finde ich wirklich sehr gut. Der Regisseur und Drehbuchautor J. C. Chandor stellt Banken nicht klicheshaft dar, aber durchaus kritisch.

## *Zu welchem Thema möchten Sie ein Drehbuch schreiben?*

Das sage ich Ihnen, wenn ich 70 bin. Sicher ist: Keines über die Finanzindustrie. □

**Urs Rohner**, 54, ist Verwaltungsratspräsident der Credit Suisse Group. Zuvor leitete er das Medienunternehmen ProSiebenSat.1 und war Partner bei der Anwaltskanzlei Lenz & Staehelin. Urs Rohner hat vier Kinder und lebt in Küsnacht.

Das Interview wurde am 30. Oktober 2013 geführt.



**CLAIRE GADROIT,  
GRENZGÄNGERIN:**

«Ich habe nie eine Ablehnung gegenüber uns Franzosen bemerkt. Hier überschreitet der Arbeitsmarkt die Grenzen.»

*Innovation! Öffnung! Kreativität!* Die Region am Genfersee hat sich dem Fortschritt verschrieben und verändert sich in hohem Tempo. Das führt am Arc lémanique zu Euphorie – und gelegentlich zu Verunsicherung.

Von Yves Genier (Text) und Dan Cermak (Fotos)

# Le Boom!

**D**ie Lust, etwas zu erschaffen, zu verwirklichen, voranzukommen – im vierten Stock des Gebäudes B im Quartier de l'Innovation der Eidgenössischen Technischen Hochschule Lausanne (EPFL) ist sie allgegenwärtig. Der Blick geht auf neue, nahezu identische Häuser; es sind weissliche Würfel mit schwarzen, spiegelnden Fenstern, hinter denen sich Start-ups darangemacht haben, grosse Ideen in robuste Businessmodelle überzuführen. Nicolas Durand ist in guter Gesellschaft, sein grenzenloser Optimismus passt bestens hierher. Er will mit seiner Firma Abionic die Überprüfung von Medikamentenmustern revolutionieren und die von medizinischen Labors angewandten Verfahren vereinfachen.

«Wenn man schon vor dem ersten Entscheid an alle Risiken denkt, erreicht man nichts. Die Kraft eines jungen Unternehmers liegt gerade in seiner relativen Unerfahrenheit, denn diese nimmt ihm die Zweifel an der Zukunft», sagt Durand. Nachdem er an der EPFL sein Doktorat in Nanotechnologie erworben hatte, sprang der Lausanner mit einem Partner ins kalte Wasser.

Die Geschichte von Abionic begann 2010, heute zählt das Unternehmen ein Dutzend Angestellte. Obwohl das Produkt noch nicht fertig entwickelt ist, mangelt es nicht an Unterstützung. Private Investoren und spezialisierte Fonds haben Kapital eingeschossen. «Es war nicht einfach, sie zu überzeugen», erzählt Durand, «aber ihre Beteiligung ist ein Beweis für die Dynamik dieses Ökosystems, das im Wechselspiel von Hochschule und innovativen Firmen entstanden ist.»

Durands Motivation widerspiegelt jene der ganzen Region: sich fortzuentwickeln. Seit zehn Jahren ist der Bogen um den Genfersee – der sogenannte Arc lémanique – von einem Wachstumsfieber erfasst; wichtige Indikatoren übertreffen regelmäßig den Landesdurchschnitt: Die Bevölkerung hat die Zahl von einer Million überschritten und nimmt um fast 15 000 Personen jährlich zu. Das Wachstum des Bruttoinlandprodukts übertrifft regelmäßig das der übrigen Schweiz ebenso wie die Zunahme der Beschäftigten (26 Prozent gegenüber 17 Prozent für 2000–2013). Begünstigt durch so unterschiedliche Aktivitäten wie Immobilienhandel, Export und Finanzdienstleistungen haben die Ansiedelung multinationaler

Konzerne und eine aggressive Steuerpolitik das Wachstum noch beschleunigt.

Zu ihrer Dynamik zurückgefunden hat die Region nach dem «verlorenen Jahrzehnt» zwischen 1990 und 2000, als sie das Platzen der Immobilienblase 1991 verkraften musste. Dank einer beeindruckenden Aufholjagd hat das Pro-Kopf-Einkommen im Arc lémanique vergangenes Jahr zum nationalen Durchschnitt aufgeschlossen.

dreissig Jahre hat eine grosse Schaffenslust und Risikobereitschaft entstehen lassen. Die Dynamik der Region hat sich in der ganzen Schweiz ausgebreitet. Dies bezeugt Laurent Miéville, Verantwortlicher für Technologietransfer an der Universität Genf. «Die EPFL hat die Türen aufgestossen. Danach haben sich auch andere Universitäten engagiert und stark zur Innovationsförderung beigetragen.»

Dieser Wille zur Öffnung wurde unterstützt durch Erfahrungen, die man namentlich in den USA gesammelt hatte – und die prägend waren. «Wie viele andere Forscher bin auch ich in die USA gegangen, um gegen eine gewisse Frustration anzukämpfen, die ich während meiner Studienzeit empfand – eine Frustration über die zögerliche Haltung gegenüber dem Technologietransfer», sagt der Physiker Miéville. Wird das die Gegend um die EPFL nun schon bald zum «Silicon Plateau lémanique» machen, in Anlehnung an das grosse Vorbild, das Silicon Valley in Kalifornien?

Zumindest ein bisschen: «In die Schweiz zurückgekehrt, haben wir die besten Methoden übernommen, die jenseits des Atlantiks angewendet werden. Wir lassen der Kreativität freien Lauf und sind besonders dem chaotischen Wettbewerb gegenüber toleranter, als es in der Deutschschweiz immer noch üblich ist», sagt Miéville.

### Der Bogen kennt keine Grenzen

Die Region hat etliche weitere Vorzüge, die Jean-Luc Rochat, der Direktor der Credit Suisse für die Westschweiz, wie folgt beschreibt: «Sie bietet nicht nur dank ihrem natürlichen Umfeld eine hohe Lebensqualität, sondern auch durch die Offenheit gegenüber Zuzügern. Die EPFL, die grossen internationalen Firmen und Sportorganisationen locken zum Beispiel viel Talent an den Genfersee.»

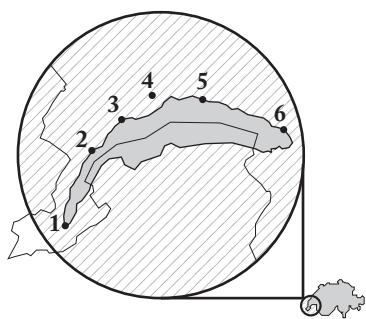
Tatsächlich verdankt die westliche Spitze der Schweiz ihre gegenwärtige Stärke nicht nur der Innovation, sondern auch ihrer Fähigkeit, ausländische Arbeitskräfte zu integrieren; diese stammen hauptsächlich aus Portugal, Frankreich, Italien, Spanien und England. Der Kanton Genf hat den höchsten Ausländeranteil des Landes, mit 41 Prozent liegt er weit über dem nationalen Durchschnitt von 23 Prozent, und das spürt man.

«Meine Integration in die Schweizer Arbeitswelt war einfach. Ich habe nie >

### Der Aufschwung in Zahlen

#### Zunahme der Beschäftigten 2000–2013: 26 % (Schweiz: 17 %)

Region am Lac Léman



1 Genf, 2 Nyon, 3 Rolle,  
4 Denens, 5 Lausanne, 6 Montreux

Setzt sich die Entwicklung fort, wird sich die Region zunehmend als wirtschaftlicher Motor für das ganze Land erweisen. Dann könnte auch die Arbeitslosenquote sinken, die immer noch chronisch über dem nationalen Durchschnitt von 3 Prozent liegt, nämlich bei 5,5 Prozent in Genf und 4,9 Prozent im Kanton Waadt.

### Silicon Valley auf Französisch

Nicolas Durand ist ohne Zweifel ein Protagonist des Booms, genauso wie die EPFL als Ganzes. Die eindrückliche Entwicklung der Hochschule während der letzten

**NICOLAS DURAND,**

**FIRMA ABIONIC:**

«Gerade die relative Unerfahrenheit eines jungen Unternehmers nimmt ihm die Zweifel an der Zukunft.»





**BERNARD PEREY,  
GEMEINDEPRÄSIDENT:**

«Wir können hier gar nicht weiterwachsen, weil die verfügbaren Grundstücke knapp werden.»

eine Ablehnung gegenüber uns Franzosen bemerkt. Der Arbeitsmarkt überschreitet im Arc lémanique die Landesgrenzen. Das Einzugsgebiet reicht von Lausanne bis Lyon», sagt die Event- und Kommunikationsspezialistin Claire Gadroit. Sie ist eine Grenzgängerin: Täglich legt sie eine 45-minütige Autobahnfahrt zwischen ihrem Wohnort Annecy und dem Büro in Genf zurück.

Obwohl im Umgang mit den französischen Nachbarn keine Sprachprobleme auftreten, gibt es beträchtliche kulturelle Unterschiede. «In der Schweiz nimmt man Verpflichtungen und allfällige Verspätungen ernster als in Frankreich. Was private Beziehungen betrifft, herrscht auf Schweizer Seite mehr Wohlwollen, während es einige Franzosen manchmal nötig finden, die Schweizer als schwerfällig zu bezeichnen», meint Claire Gadroit.

Es sind nicht nur die Städte, die eine neue Identität entwickeln. Das oberhalb von Morges gelegene Dörfchen Denens führte bis in die 1970er Jahre ein ruhiges, von Landwirtschaft und Rebbau geprägtes Leben. Dann wurden an der südwärts auf den Genfersee und die Voralpen des Savoyer Chablais hinausgehenden Hanglage die ersten Villen gebaut.

**Entwicklung ja, aber kontrolliert**

Innert dreissig Jahren hat sich die Zahl der Einwohnerinnen und Einwohner auf über 672 verdoppelt, wobei viele Zuzüger Ausländer sind, vor allem aus dem englischen Sprachraum. Zum Autobahnanschluss sind es nur fünf Fahrminuten, der Bahnhof wird gut bedient, und verschiedene Regionalsitze multinationaler Konzerne liegen nur ein paar Steinwürfe entfernt – das Dorf hat viel zu bieten.

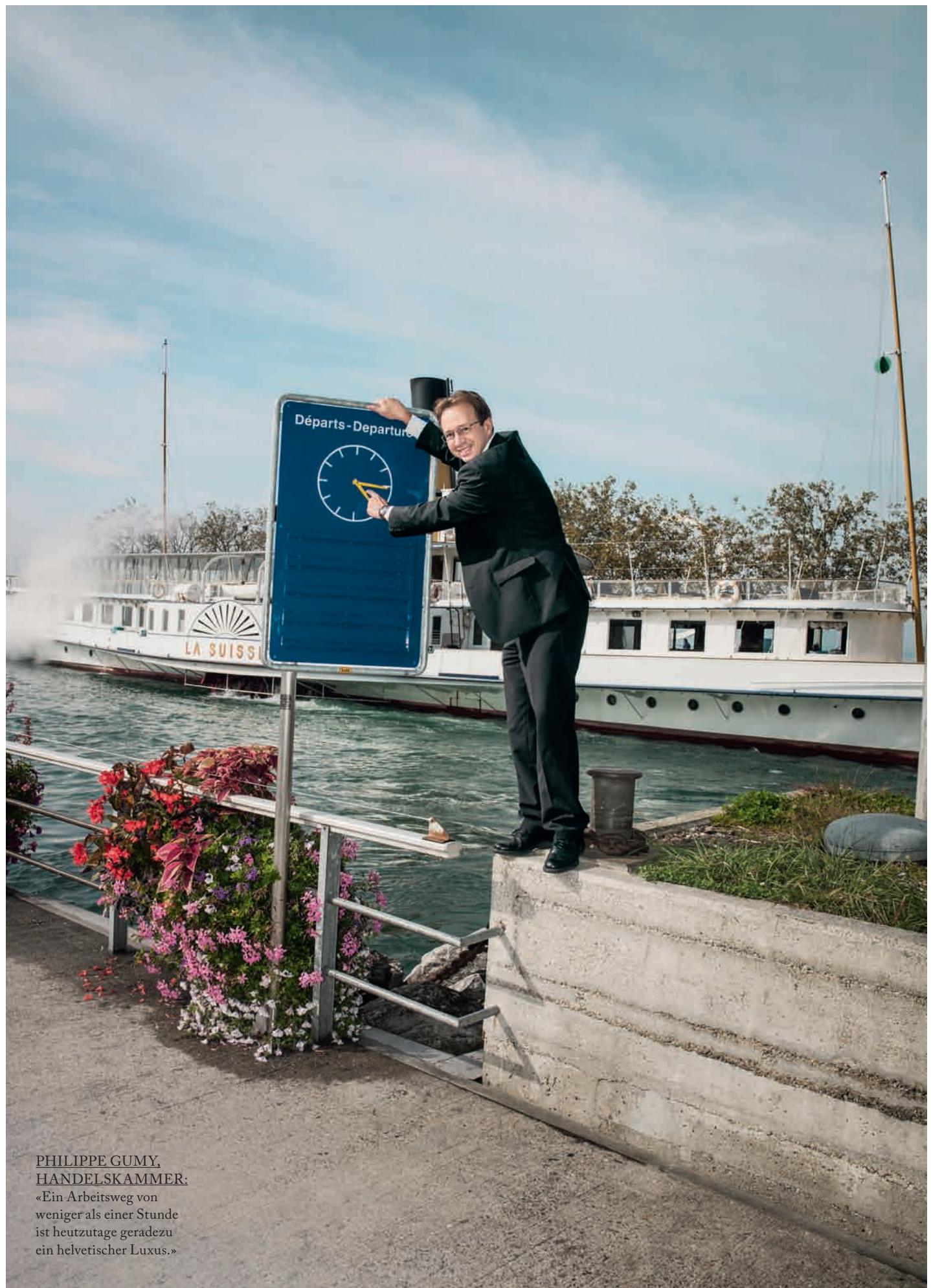
Aber will es das auch? «Noch sind wir keine Schlafstadt, aber wir befinden uns auf dem Weg dorthin», sagt Gemeindepräsident Bernard Perey mit nostalgischem Unterton. «Als ich ein Junge war, haben sich im Dorf alle gekannt. Heute hingegen wissen wir von einigen Bewohnern fast nichts. Wobei ich natürlich nachvollziehen kann, dass man nach einem langen Arbeitstag keine Lust mehr hat, sich am Sozialleben zu beteiligen.» Dennoch zeichnet sich das Dorf durch eine rege Vereinstätigkeit aus, unter anderem gibt es seit 1995 alle drei Jahre einen Vogelscheuchen-Wettbewerb. Solche Veranstaltungen sollen das Dorf zusammenschweißen. «Aber zugegeben, es sind immer dieselben 40 bis 50 Bewohner, die sich beteiligen», sagt der Gemein-

Lesen Sie weiter auf Seite 36. >



**LAURENT MIÉVILLE,**  
**UNIVERSITÄT GENF:**

«Wir sind besonders dem  
chaotischen Wettbewerb  
gegenüber toleranter als in  
der Deutschschweiz.»



**PHILIPPE GUMY,  
HANDELSKAMMER:**

«Ein Arbeitsweg von  
weniger als einer Stunde  
ist heutzutage geradezu  
ein helvetischer Luxus.»



**ANNE-CATHERINE  
POZZA, BERATERIN:**

«Wir steuern heute auf neue  
Werte zu, die eine fruchtbare  
Unsicherheit umfassen.»

depräsident. Denens will sich weiterentwickeln. Aber das Dorf will auch die Kontrolle behalten, und dies geschieht gewissmassen naturgegeben: «Wir können gar nicht weiterwachsen, weil die verfügbaren Grundstücke knapp werden», sagt Perey. «Der Agglomerationsplan für die Region will das Zentrum um Morges verdichten: Der Grossteil der neuen Ansiedlungen und Arbeitsplätze soll da hinkommen – ausserhalb von Denens.» Perey ist nicht unglücklich darüber.

#### Da staut sich einiges auf

Wohnraum ist notorisch knapp, auch wenn sich die Lage seit einem Jahr etwas entspannt hat. Der Leerwohnungsbestand in der Region ist lächerlich tief: 0,36 Prozent in Genf und 0,61 Prozent im Kanton Waadt. Im Juni 2013 standen in der westlichsten Stadt der Schweiz lediglich 804 Wohnungen frei zum Verkauf oder zur Vermietung, was die Preise

Achse zwischen den beiden Westschweizer Metropolen Genf und Lausanne.

Philippe Gumy von der Waadtländer Industrie- und Handelskammer ist Pendler, seit er ins Arbeitsleben eingetreten ist. Zunächst während zehn Jahren nach Bern: mehr als eine Stunde, um von seinem Wohnort in der Region Romont zur Arbeit zu gelangen. Danach während dreier Jahre in die Calvin-Stadt, eineinhalb Stunden. Und schliesslich seit zwei Jahren nach Lausanne, womit sich die Fahrt um eine halbe Stunde verkürzt hat. «Ich habe das Pendeln in meinen Alltag integriert, es gehört zu meinem Leben.»

#### Die Herkunft wird unwichtig

Pendeln ist zum Lebensstil geworden, zu einem Bestandteil unserer Zivilisation. Allein in der Suisse romande reisten bereits 2010 täglich 77 000 Personen von einem Kanton zum anderen, um zu ihrer Arbeit zu gelangen, doppelt so viele wie vor zwanzig Jahren. Hinzu kommen 90 000 Grenzgänger sowie Zehntausende Angestellter, die längere Distanzen zurücklegen, ohne eine Kantongrenze zu überschreiten.

«Ein Arbeitsweg von weniger als einer Stunde ist heutzutage geradezu ein helvetischer Luxus», sagt der Freiburger Gumy, der seine Situation mit den Zuständen in Metropolen wie Paris oder London vergleicht. «Dort sind die Fahrzeiten deutlich länger und die Verkehrsmittel unbequemer.» Angesichts der beruflichen Mobilität leidet das Zugehörigkeitsgefühl zum Kanton. Jeder vierte Freiburger arbeitet jenseits der Kantonsgrenzen, während jeder dritte Lohnempfänger in Genf ausserhalb des Kantons wohnt. Knapp 200 000 Schweizer leben in Frankreich, viele in den französischen Vororten von Genf. Wie Gumy bemerkt, interessiert sich heute kaum jemand noch für die Herkunft der Angestellten.

#### Neue Zeiten, alte Ängste

Nicht nur das Gefühl der Ortszugehörigkeit schwächt sich ab. Das traditionelle Gefüge der Gesellschaft steht unter dem wachsenden Druck von Globalisierung und intensiverer Kommunikation. «In Schwierigkeiten geraten jene Firmen, deren Funktionieren auf alten Hierarchien beruhte; mangels Geschmeidigkeit werden sie sklerotisch und stossen an ihre Grenzen», sagt Anne-Catherine Pozza, die als Kader-Coach in Genf arbeitet.

---

#### Der Aufschwung in Zahlen

Jährliches  
Bevölkerungswachstum:  
+ 15 000

---

Während die Entwicklung den Freiheitsliebenden, Kreativen und Innovationsfreudigen entgegenkommt, irritiert sie andere, die sich ans Bewährte gewöhnt haben und nun ihre Bezugspunkte verlieren. «Opfer dieser Bewegung, in der kollektives Handeln eine wichtige Rolle spielt, ist der Individualismus, der während der vergangenen Jahrzehnte vorherrschte», sagt die Genferin. Und fügt sogleich enthusiastisch an: «Wir steuern heute auf neue Werte zu, die eine fruchtbare Unsicherheit umfassen, eine intensivere Zusammenarbeit und ein geschärftes Bewusstsein, wie wichtig Öffnung, Transparenz und Bürgerinitiativen sind.»

Die Romands haben sich seit dem Beginn des neuen Jahrtausends auf ein Abenteuer eingelassen. Sie bereuen es mehrheitlich nicht. Denn vom Boom, zu dem der Aufbruch am Arc lémanique geführt hat, profitieren viele. Die Lust, etwas zu erschaffen, zu verwirklichen, voranzukommen: Sie breitet sich aus. □

Aus dem Französischen von Sandro Benini.

**Yves Genier** ist Journalist beim Wochennmagazin «L'Hebdo». Der Fotograf **Dan Cermak** lebt in Zürich.

Quelle: «Der Aufschwung in Zahlen», Bundesamt für Statistik

---

#### Der Aufschwung in Zahlen

Leerwohnungsbestand:  
0,36 % Genf  
0,61 % Waadt

---

zwangsläufig in die Höhe treibt. In Rolle, einem charmanten Marktflecken zwischen See und Weinberg, wo die Bevölkerungszahl in den letzten Jahren explodiert ist, bezahlt man für eine Vierzimmerwohnung oft eine Million Franken.

«Ich bin im Stau stecken geblieben» ist wohl eine der beliebtesten Ausreden der Welt. Im Arc lémanique ist sie meist wahr: Hier sind Staus unter der Woche alltäglich – und sie sind zunehmend auch an den Wochenenden zu beobachten. Die Verkehrszugänge zu den grossen Städten sind so verstopft wie die Züge überfüllt – eine der unangenehmen Begleiterscheinungen des Wirtschaftsbooms. Jedes Jahr nimmt die Zahl der Autofahrer zu, bereits verkehren 100 000 Fahrzeuge täglich auf der



# Credit Suisse Sorgenbarometer 2013

Was bewegt die Schweiz? Was ist ihr wichtig? Die traditionelle Umfrage seit 1976 zu den Sorgen der Schweizerinnen und Schweizer und deren Identifikation mit ihrem Land.  
Dazu: Interviews mit dem künftigen Nationalratspräsidenten Ruedi Lustenberger und dem Präsidenten des Arbeitgeberverbandes, Valentin Vogt.

Sorgen: Was die Schweiz beschäftigt

# Gute Noten in guten Zeiten

Die Mehrheit der Schweizer Bevölkerung bezeichnet die eigene wirtschaftliche Situation als gut, über drei Viertel äussern sich zuversichtlich zur wirtschaftlichen Entwicklung des Landes. Die Arbeitslosigkeit bleibt die Hauptsose, befindet sich jedoch auf dem tiefsten Stand seit 2000.

**D**ie Langzeitanalyse des Credit Suisse Sorgenbarometers belegt den engen Zusammenhang zwischen der Arbeitslosenquote und der traditionellen Hauptsose Arbeitslosigkeit: Die Rekordmarke von 89 Prozent stammt aus dem Jahr 1993 und war damals eine direkte Folge der Tatsache, dass die Arbeitslosenquote innerhalb kurzer Zeit auf 4,5 Prozent und damit auf den höchsten Wert seit 1936 geklettert war. Kaum hatte sich die Bevölkerung an diese schwierige Situation gewöhnt, er-

reichte die Arbeitslosigkeit 1997 den bisherigen Negativrekord von 5,2 Prozent, was sich sofort auch beim Sorgenbarometer mit einem erneuten Anschwellen auf 81 Prozent bemerkbar machte. Der bisher dritthöchste Wert von 76 Prozent im Jahr 2010 geht wohl, mit einer gewissen Verzögerung, auf den Wiederanstieg der Arbeitslosigkeit als Folge der Finanzkrise zurück.

Seither hat sich die wirtschaftliche Lage stabilisiert. Weniger als 3 Prozent Arbeitslose zählte die Schweiz im Durch-

schnitt der letzten beiden Jahre; zum Zeitpunkt der Sorgenbarometerumfrage betrug sie genau 3 Prozent und lag deutlich unter dem europäischen Durchschnitt von 10,9 Prozent. Deshalb bezeichnen mittlerweile nicht einmal mehr die Hälfte der Stimmbürgerinnen und Stimmbürger des Landes das Leben ohne Anstellung als eine ihrer fünf Hauptsose, auch wenn die Arbeitslosigkeit seit nunmehr 11 Jahren in Folge ganz an der Spitze des Sorgenbarometers bleibt. 44 Prozent (-5 Prozentpunkte) sind es >

---

**Die Umfrage:** Im Auftrag und in Zusammenarbeit mit der Credit Suisse hat das Forschungsinstitut gfs.bern zwischen dem 30. Juli und dem 25. August 2013 eine repräsentative Umfrage bei 1009 Stimmberechtigten mit Wohnsitz in der Schweiz durchgeführt. Der statistische Stichprobenfehler liegt bei  $\pm 3,2$  Prozent. Die wissenschaftliche Auswertung in den zwei Studien «Durchmischter Sorgenhaushalt – individuell-wirtschaftliche Sorgen überholen makrowirtschaftliche Bedenken» (Credit Suisse Sorgenbarometer 2013) und «Swissness mit sprachregionalen Akzenten» (Credit Suisse Identitätsbarometer 2013) erfolgte durch ein Projektteam mit Claude Longchamp, Lukas Golder, Martina Imfeld, Cindy Beer, Stephan Tschöpe, Philippe Rochat, Carole Gauch und Johanna Lea Schwab.

Die Auswertungen für das Bulletin erfolgten durch **Andreas Schiendorfer** (schi).

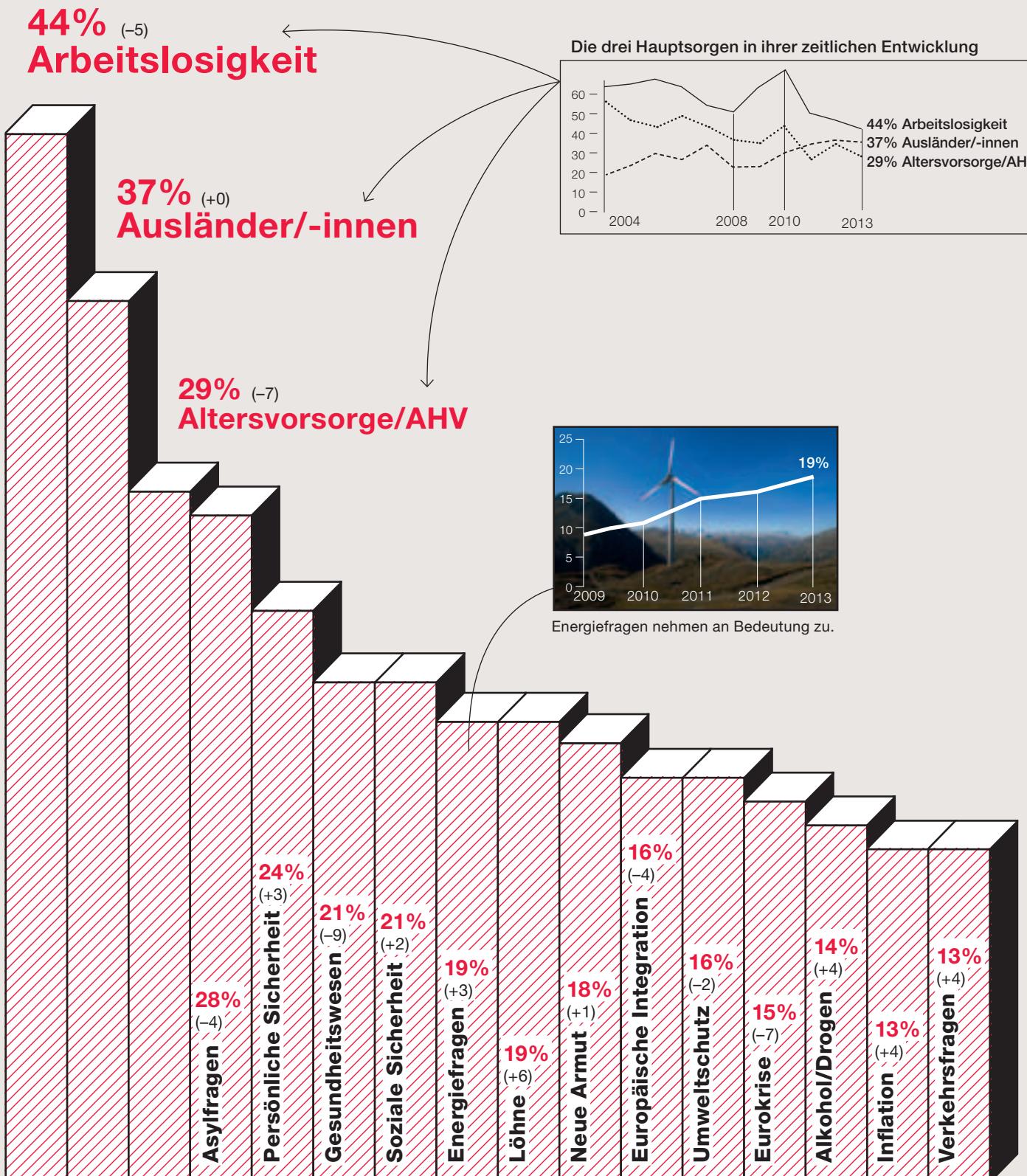
**Abb. 1: Die Hauptsorgen der Schweizer Bevölkerung**

«Legen Sie bitte von allen Kärtchen jene fünf heraus, die Sie persönlich als die fünf wichtigsten Probleme der Schweiz ansehen.»

## Arbeitslosigkeit, AHV und Gesundheitswesen verlieren an Bedrohlichkeit, Lohnsorgen nehmen zu.

In % Stimmberchtigter; in Klammern Vergleich zum Vorjahr in Prozentpunkten

50



40

30

20

10

0

2013 (siehe Abb. 1), so wenige wie nie mehr seit dem Jahr 2000.

Innerhalb der Bevölkerungsgruppen lassen sich aufschlussreiche Unterschiede feststellen. Beim Thema Arbeitslosigkeit ist der Rösti graben im Vergleich zum Vorjahr um 14 Prozentpunkte kleiner geworden, noch immer beschäftigt diese Sorge die Westschweizer aber signifikant mehr (52 %) als die Deutschschweizer (40 %); im Tessin sind die Werte tendenziell gar noch höher. Während Frauen (47 %) und Männer (41 %) relativ nahe beisammenliegen, zeigt sich ein deutliches Stadt-Land-Gefälle zwischen den Grossstädten (49 %), den mittelgrossen Agglomerationen (41 %) und den ländlichen Regionen (37 %). Aufgeschlüsselt nach politischem Lager oder Parteizugehörigkeit ist bei der SVP-Wählerschaft die Sorge Arbeitslosigkeit mit 52 Prozent verbreiterter als in der politischen Mitte (CVP: 33 %) und bei der Linken (SP: 42 %).

Mussten sich die Stimmberichtigten für eine einzige Sorge entscheiden statt wie bei der Hauptbefragung für deren fünf, so liegt die Arbeitslosigkeit mit 12 Prozent ebenfalls an der Spitze. Und auch beim Bestimmen der fünf Hauptarten der Zukunft wird die Arbeitslosigkeit seit 2008 öfter genannt als alle anderen Themen; der derzeitige Wert liegt jedoch mit 38 Prozent tiefer als in den Vorjahren.

#### Ausländerfragen bleiben aktuell

Wie schon 2012 liegen die Zuwanderung von Ausländern (Personenfreizügigkeit) und die damit verbundenen Integrationschwierigkeiten mit unverändert 37 Prozent an zweiter Stelle der Hauptarten. Asylfragen befinden sich mit 28 Prozent (-4 pp) wie letztes Jahr auf dem vierten Platz. Nach einem kontinuierlichen Anstieg korrespondiert der aktuelle leichte Rückgang allerdings nicht mit der weiterhin zunehmenden Anzahl der Asylgesuche. Grosse Unterschiede zwischen den Sprachregionen lassen sich bei beiden Problemkreisen nicht feststellen, die Westschweizer bewerten die Ausländerfragen allerdings um 4 Prozentpunkte dringlicher als die Deutschschweizer. Ausländer- und Asylfragen gehören nach Ansicht eines Drittels der Stimmbürger auch in zehn Jahren noch zu den Hauptproblemen des Landes.

Die Altersvorsorge nach dem Dreisäulen-Prinzip gehört seit über zehn Jahren zu den drei Hauptarten der Schweizer-

zer, sei es wegen der ungesicherten langfristigen Finanzierung der AHV, sei es wegen offener Fragen beim Deckungsgrad der Pensionskassen. Mit 29 Prozent liegt die Altersvorsorge heute zwar immer noch auf Rang 3 (-7 pp); tendenziell sind die Werte aber seit 2003 abnehmend. Trotzdem wird die Altersvorsorge mit 37 Prozent praktisch gleichauf mit der Arbeitslosigkeit an die Spitze der Zukunftsorgen gesetzt.

Während Jahren war das Gesundheitswesen ebenfalls eine der drei Hauptarten der Schweizerinnen und Schweizer. 2011 war dies erstmals nicht mehr der Fall, die Sorge um Krankenkassen und Prämien fiel damals auf Rang 5 zurück.

## Deutlich an Bedeutung gewonnen haben Lohnfragen: 19% (+6 pp) bezeichnen sie als Hauptsorge.

2013 nun liegt sie auf Rang 6 mit 21 Prozent (-9 pp). Dies könnte darauf zurückzuführen sein, dass es gelungen ist, den Prämienanstieg seit 2002 kontinuierlich zu dämpfen, mit Ausnahme von 2010. Beobachtet man allerdings die wichtigsten politischen Aufgaben der Gegenwart (siehe Abb. 5), dann wird deutlich, dass die hohen Kosten des Gesundheitswesens nicht gänzlich vom Radar der Bevölkerung verschwunden sind.

#### Hohes Sicherheitsbedürfnis

Die Nivellierung der bisherigen Hauptarten hat sich unter anderem auf die beiden Bereiche persönliche Sicherheit (Rang 5 mit 24 %, +3 pp) sowie soziale Sicherheit (Rang 7 mit 21 %, +2 pp) ausgewirkt. Beide Themen sind im neuen Millennium zunehmend zu wichtigen Sorgen geworden. Um ihre persönliche Sicherheit sorgen sich vor allem Frauen sowie Männer im Pensionsalter. Die soziale Sicherheit, das heißt die Sicherung der Sozialwerke, wird von Stimmbürgerinnen und Stimmbürgern mittleren Alters vermehrt als Problem wahrgenommen. Gut ein Viertel der Befragten befürchtet, dass die persönliche und die soziale Sicherheit auch in zehn Jahren zwei Hauptarten sein werden.

In den Top Ten der Sorgen gab es einige Verschiebungen. Die Fragen zu Europa, die 2012 noch von grosser Bedeutung waren, sind markant zurückgegangen: Eurokrise (15 %, -7 pp) und europäische Integrationsfragen (16 %, -4 pp). Das Gleiche gilt – zumindest im Vergleich zu 2011 – für die Sorgen um die Finanz- (11 %, -19 pp) und die Wirtschaftskrise (10 %, -25 pp). Die Diskussionen um die künftige Energieversorgung nach dem beschlossenen Atomausstieg und die nach wie vor nicht gelöste Frage der Endlagerung radioaktiver Abfälle brachten Energiefragen vermehrt in den Fokus der Öffentlichkeit – und ins Sorgenbarometer, allerdings nur in geringem Ausmass (19 %, +3 pp). Thematisch eng verwandt ist das noch etwas weniger stark gewichtete Problem Umweltschutz (16 %, -2 pp).

Deutlicher zugenommen hat hingegen die Sorge um die Löhne (19 %, +6 pp). Möglicherweise besteht hier ein Zusammenhang mit der Debatte um Managersaläre, mit der sich dieses Jahr die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger auch an zwei Urnenabstimmungen auseinanderzusetzen hatten. Die neue Armut ist zuletzt stabil geblieben (18 %, +1 pp), dies mit rund 10 Prozentpunkten unter den Werten der Jahre 2001 bis 2008. Doch mit Blick auf die Zukunft wird die neue Armut mit 25 Prozent sehr ernst genommen.

Einen Anstieg erkennt man beim Drogenproblem (14 %, +4 pp), was auf das



Die Zukunft der Schweizer Wirtschaft wird positiv beurteilt. Gute Zeiten für den Export?

in Mode gekommene Rauschtrinken zurückzuführen sein könnte. Von den Spitzenwerten der neunziger Jahre (76 % im Jahr 1994) ist die Schweiz weit entfernt.

Kein signifikantes Problem hingegen sind in der Wahrnehmung der meisten Befragten die Gleichstellung von Frau und Mann (5 %, +0 pp) sowie das Bildungswesen (6 %, +0 pp). Bildung wird mehr als Chance verstanden denn als Problem: 96 Prozent der Stimmberichtigten be- >

**Abb. 2: Die individuelle und die allgemeine Wirtschaftslage**

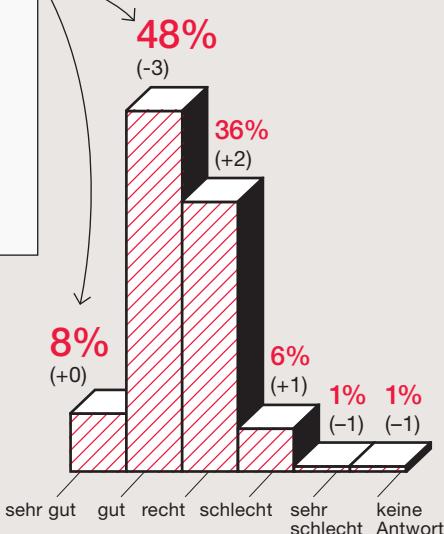
«Wie schätzen Sie Ihre persönliche und wie die allgemeine wirtschaftliche Situation ein, und wie wird sie sich in den kommenden zwölf Monaten verändern?»

**Viel Optimismus: Sowohl die eigene als auch die generelle Lage werden positiv eingeschätzt.**

### Gegenwärtige individuelle wirtschaftliche Lage

**56%**

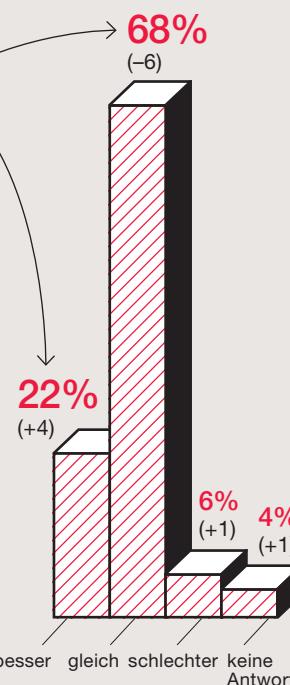
Die Mehrheit der Befragten bezeichnet die eigene wirtschaftliche Situation als gut oder sehr gut.



### Zukünftige individuelle wirtschaftliche Lage

**90%**

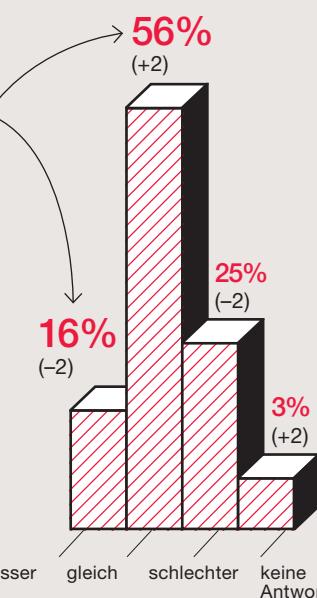
Die Befragten sind zuversichtlich, neun von zehn glauben, ihre Lage bleibe stabil oder werde sogar noch besser.



### Gegenwärtige allgemeine wirtschaftliche Lage

**72%**

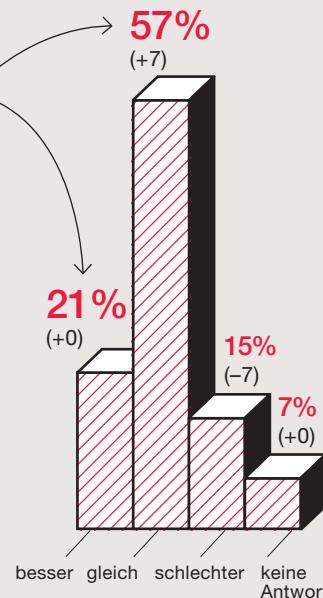
Fast drei Viertel der Stimmbürger finden, es gehe der Schweiz zumindest gleich gut wie im vergangenen Jahr.



### Zukünftige allgemeine wirtschaftliche Lage

**78%**

Mehr als drei Viertel der Befragten äussern sich zuversichtlich über die wirtschaftliche Entwicklung des Landes.



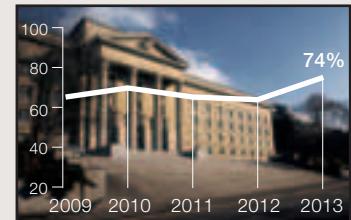
In % Stimmberchtigter; in Klammern Vergleich zum Vorjahr in Prozentpunkten

Abb. 3: Wem die Schweizer vertrauen

«Vertrauen Sie persönlich den Ihnen vorgelegten Institutionen?»

**Das Vertrauen der Schweizer in die zentralen Akteure des Landes hat stark zugenommen und ist so hoch wie noch nie.**

In % Stimmberchtigter; in Klammern Vergleich zum Vorjahr in Prozentpunkten



Das Bundesgericht geniesst seit Jahren viel Vertrauen (im Bild: Hauptsitz in Lausanne).

# 1. Bundesgericht 74% (+10)

## 2. Polizei 73% (+4)

## 3. Radio 72% (+22)

## 4. Bundesrat 71% (+10)

## 4. Fernsehen 71% (+20)

## 6. Nationalrat 67% (+7)

## 7. Arbeitnehmerorganisationen 66% (+16)

## 8. Ständerat 65% (+5)

## 9. Bezahlte Zeitungen 63% (+22)

## 9. Armee 63% (+18)

## 9. Banken 63% (+15)

## 12. Staatliche Verwaltung 59% (+10)

## 13. Gratiszeitungen 58% (+23)

## 14. Arbeitgeberorganisationen 54% (+15)

## 15. Kirchen 51% (+10)

## 15. Politische Parteien 51% (+17)

## 17. Internet 48% (+19) —

## 18. Europäische Union 37% (+18)

# 68%

Das Vertrauen in Regierung und Parlament (Durchschnitt von Bundes-, National- und Ständerat = 68 Prozent) befindet sich auf Rekordhöhe, noch 2011 betrug der gleiche Wert 55 Prozent. Wohl in keinem anderen Land der Welt geniesst die politische Führung ein ähnliches Mass an Vertrauen.



Trotz Anstieg: Informationen aus dem Internet wird weniger vertraut als jenen aus Radio, TV oder Zeitungen.

trachten die Förderung der Bildung als ein wichtiges politisches Ziel (siehe Abb. 5).

Das Problembeusstsein steht im Zusammenhang mit der Einschätzung der wirtschaftlichen Lage, die man gegenwärtig als positiv-stabil bezeichnen kann (siehe Abb. 2). 56 Prozent der Befragten stuften ihre eigene wirtschaftliche Situation als gut oder sehr gut ein, dies sind nur minim weniger als im Vorjahr (-3 pp). Die Einschätzung ist zwar einkommensabhängig, doch selbst 31 Prozent der Schweizer mit einem Monatslohn unter 3000 Franken bewerten ihre Situation als gut oder sehr gut; bei Einkommen bis 5000 Franken sind es 46 Prozent.

Sehr erfreulich: Insgesamt schauen die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger positiv in die Zukunft – gut ein Fünftel von ihnen, und damit so viele wie noch nie, sind überzeugt, dass es ihnen in Zukunft besser gehen wird; eine Verschlechterung befürchten lediglich 6 Prozent.

Die aktuelle wirtschaftliche Situation der Schweiz wird von mehr als der Hälfte der Bevölkerung (56%, +2 pp) als gleich wie im Vorjahr eingeschätzt, 25 Prozent (-2 pp) wollen eine Verschlechterung erkannt haben, 16 Prozent (-2 pp) eine Verbesserung. Der Blick in die Zukunft ist sogar noch ein bisschen optimistischer als vor Jahresfrist: Nur noch 15 Prozent (-7 pp) befürchten eine Verschlechterung, von der Beibehaltung des Status quo auf gutem Niveau gehen 57 Prozent (+7 pp) aus, und unveränderte 21 Prozent glauben an eine Verbesserung.

#### Mehr Vertrauen in Medien

Bei der Beurteilung der wichtigsten Entscheidungsträger schneidet die Politik so gut ab wie noch nie. 63 Prozent der Befragten (+4 pp) erklären, dass die Politik in entscheidenden Situationen nie oder nur selten versage (siehe Abb. 4). Auch bei der Wirtschaft sind mehr als die Hälfte der Befragten überzeugt, dass sie selten oder nie versage (53%, +3 pp). Die positive Grundhaltung mündet in einem ausgesprochen hohen Vertrauen in alle wichtigen Institutionen und Akteure, die im Vergleich zum Vorjahr um mindestens 4, im Durchschnitt sogar um 12 Prozentpunkte zugelegt haben (siehe Abb. 3). Am stärksten profitiert haben die Medien, an der Spitze verbleiben indes wie meistens in den letzten Jahren Bundesgericht und Polizei (siehe Spezialauswertung auf Seite 51). (schi) □

**Abb. 4: Handeln Politik und Wirtschaft richtig?**

«Haben Sie das Gefühl, die Politik von Regierung und Verwaltung beziehungsweise die Wirtschaft versage in entscheidenden Situationen?»

**Gutes Zeugnis für Politik und Wirtschaft.**

**Politik**

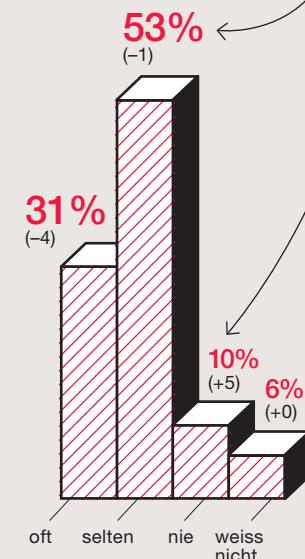
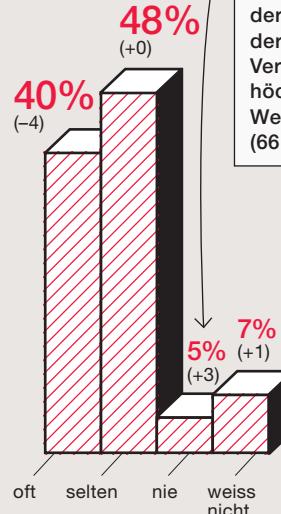
**63%**

Noch nie waren so viele Schweizer der Meinung, die Politik versage nie oder nur selten. Im Jahr 2005 waren es erst 38 Prozent gewesen.

**Wirtschaft**

**53%**

Mehr als die Hälfte der Befragten spricht der Wirtschaft ihr Vertrauen aus; am höchsten war der Wert im Jahr 2000 (66 Prozent).



**Abb. 5: Die wichtigsten politischen Aufgaben der Gegenwart**

«Ist das Erreichen der genannten politischen Ziele für Sie wichtig oder nicht?»

**Die Schweiz definiert sich neu als Bildungsstaat.**

Die Sicherung von AHV/IV war in acht der letzten zehn Jahre ganz an der Spitze.

1. **Bildung fördern 96% (+2)**
2. **AHV/IV sichern 94% (-1)**
3. **Arbeit für alle Jugendlichen 92% (-1)**
4. **Gesundheitswesen finanzieren 90% (+12)**
5. **Wirtschaftswachstum ermöglichen 89% (-1)**
6. **Treibhausgasemissionen senken 82% (+1)**
7. **Familie und Beruf in Einklang bringen 82% (+1)**
8. **Finanzmarkt regulieren 75% (-1)**

In % Stimmberichtigter; «sehr und eher wichtig» kumuliert; in Klammern Vorjahresvergleich in Prozentpunkten

**Stimme der Wirtschaft**

# «Wir sind immer auf Zuwanderung angewiesen»

Der Unternehmer und Präsident des Arbeitgeberverbandes, Valentin Vogt, über die Zukunft des Wirtschaftsstandortes Schweiz, kommende Abstimmungen und das duale Bildungssystem.

Interview: Michael Krobath

*Die Schweizer Bevölkerung sorgt sich laut Credit Suisse Sorgenbarometer am meisten um Arbeitslosigkeit, Ausländerfragen und die AHV. Wo orts Sie die wichtigsten Probleme?*

Das Stimmvolk hat grundsätzlich ein gutes Sensorium. Auch aus Sicht des Arbeitgeberverbandes sind es die Sicherung der Altersvorsorge und die Erhaltung der Personenfreizügigkeit. Zudem wird unser Arbeitsmarkt durch unnötige Regulierungen und Abschottungsdenzen gefährdet.

*Es stehen mehrere Abstimmungen zum Arbeitsmarkt bevor. Entscheiden wir nächstes Jahr über die Zukunft des Wirtschaftsstandortes Schweiz?*

Die Schweiz ist heute das konkurrenzfähigste Land der Welt. Wir haben in den letzten zehn Jahren rund 500 000 Jobs in unserem Land geschaffen, die Arbeitslosigkeit liegt gerade einmal bei 3 Prozent und – was besonders wichtig ist – wir haben eine tiefe Jugendarbeitslosigkeit. Abstimmungen wie jene über die Masseneinwanderung, die gesetzlichen Mindestlöhne oder die Erbschaftssteuer stellen unser System auf die Probe und bereiten mir Sorgen. Wir müssen in der Bevölkerung ein grösseres Bewusstsein für das Erfolgsmodell Schweiz schaffen.

**Worauf basiert es?**

Vor allem auf einem liberalen Arbeitsmarkt. 82% der Bevölkerung zwischen



«Die Zuwanderungsinitiativen sind in der Praxis untauglich.» Grenze bei Rheinfelden.

15 und 64 – mehr als in jedem anderen Land – sind im Arbeitsprozess integriert. Wir arbeiten zudem mit 41,9 Stunden pro Woche am meisten in Europa. Der zweite Faktor sind unsere sehr gut ausgebildeten Mitarbeiter auf allen Stufen. Unser duales Bildungssystem ist sicher der Schlüssel dazu. Drittens ist es unsere Offenheit gegenüber dem Ausland, wo wir jeden zweiten Franken verdienen. Und viertens sind wir mit einem Anteil von 20 Prozent des Bruttoinlandprodukts nach wie vor eines der meistindustrialisierten Länder der Welt. Das gibt Stabilität und

**37%**

Über ein Drittel der Befragten finden im Sorgenbarometer, Ausländer, bzw. deren Integration und die Personenfreizügigkeit, seien ein wichtiges Problem der Schweiz. 2003 lag der Wert noch bei 18 Prozent.

hat dazu beigetragen, dass wir die Finanzkrise so gut überstanden haben.

#### **Warum setzt sich der Arbeitgeberverband dezidiert für die Personenfreizügigkeit ein?**

Mit einer prognostizierten Zuwanderung von rund 40 000 Personen pro Jahr werden uns im Jahr 2030 – wegen der fortschreitenden Alterung der Bevölkerung – rund 400 000 Arbeitskräfte fehlen. Diese grosse Kluft zwischen der Bevölkerungszahl und der Wirtschaftsleistung ist der Preis für unseren Erfolg. Die Schweiz wird immer – was immer für interne Anstrengungen wir auch unternehmen – auf Zuwanderung angewiesen sein. Die Initiative gegen die Masseneinwanderung und die Ecopop-Initiative laufen hingegen auf eine planwirtschaftliche Kontingentierung hinaus und sind in der Praxis untauglich. Zudem gefährden die Zuwanderungsinitiativen den bilateralen Weg, mit dem die Schweiz erfolgreich durch die Krise gekommen ist.

#### **Haben Sie Verständnis dafür, dass die Zuwanderung der Bevölkerung trotz diesen ökonomischen Argumenten zunehmend Sorgen bereitet?**

Die heutige Debatte erinnert mich an die Überfremdungsangst in den frühen 1970er Jahren. Mit teilweise sehr undifferenzierten Argumenten wird die Personenfreizügigkeit für einen grossen Teil unserer Probleme verantwortlich gemacht. Dabei hat die Zuwanderung verschiedene Gründe, nur ein Beispiel: Von den netto 73 000 Menschen, die letztes Jahr einwanderten, kamen allein 7000 durch Eheschliessungen in unser Land. Das hat rein gar nichts mit der Personenfreizügigkeit zu tun. Aber es gibt durchaus auch Probleme, wie etwa kulturelle Differenzen mit ausländischen Chefs, die wir ernst nehmen müssen. Ich halte es für wichtig, dass die Wirtschaft hier besser aufklärt und alles dafür tut, um die Immigration so tief wie möglich zu halten.

#### **Wie ist das konkret möglich?**

Indem wir das ungenutzte Potenzial an Fachkräften im Inland besser ausschöpfen. So ist die Kultur der Altersarbeit bei uns noch völlig unterentwickelt. Zudem haben wir noch ein grosses ungenutztes Arbeitskräftepotenzial bei den Frauen.

#### **Ein zusätzlicher Anreiz für die Frauen wäre die Reduktion der Lohnungleichheit. Wie lässt sich dies erreichen?**

Es braucht ein Umdenken – und das braucht Zeit. Die Lohndiskriminierung hat sich in den letzten Jahren deutlich abgeschwächt. Bei Neueinstellungen ist das Problem heute gelöst und bei historisch gewachsenen Arbeitsverhältnissen müssen wir den eingeschlagenen Weg

## **«Wir müssen ein grösseres Bewusstsein für das Erfolgsmodell Schweiz schaffen.»**

**Valentin Vogt**

konsequent weiterverfolgen. Zudem wurden Instrumente wie der Lohnungleichheitsdialog geschaffen, die den Unternehmen zu erkennen helfen, ob die Löhne dem Grundsatz der Lohnungleichheit entsprechen.

#### **Die Sorgen um die Löhne und die neue Armut sind laut Umfrage gestiegen. Partizipieren in der Schweiz zunehmend weniger Menschen am Wohlstand?**

Die Statistiken besagen das Gegenteil. Gemäss dem Gini-Koeffizienten (statistisches Mass zur Darstellung von Einkommens-Ungleichverteilungen, Anm. d. Red.) sind die Löhne nirgends so gleichmässig verteilt wie in der Schweiz. Zudem nimmt die Arbeitsarmut hierzulande tendenziell ab. Gestiegen sind hingegen unsere Lebenskosten und unsere Ansprüche. Ich kenne Familien, die mehr Geld für Kommunikation ausgeben als fürs Essen. Aus volkswirtschaftlichen Überlegungen sollten wir künftig weniger über Lohnerhöhungen nachdenken, sondern wie wir die Lebenshaltungskosten in unserem Land senken können. Hier gibt es noch einiges zu tun: Im Gegensatz zur Exportwirtschaft ist die Schweizer Binnenwirtschaft deutlich weniger produktiv.

#### **Bildung beurteilen die Schweizerinnen und Schweizer als eine der wichtigsten Stärken des Landes, zu Recht?**

Das duale Bildungssystem ist zweifelsfrei ein Erfolgsmodell, doch es droht durch

den gesellschaftlichen Druck hin zur gymnasialen Ausbildung zu verwässern. Auch in der Primarschule benötigen wir Reformen. Dort muss wieder vermehrt Mathematik, Informatik, Naturwissenschaft und Technik gelehrt werden. Schliesslich war es das Ingenieurwesen, das in der Schweiz wesentlich zum heutigen Wohlstand des Landes beigetragen hat. Es sind ja nicht Kaufleute, die neue Medikamente, Maschinen und Uhren entwickeln, sondern Vertreter aus technischen Berufen.

#### **Wie beurteilen Sie die Zukunft des Schweizer Finanzplatzes?**

Der Finanzplatz wird sich aus meiner Sicht weiter verändern. Die «Weissgeldstrategie» ist die Strategie der Zukunft und künftig gilt es, die Kunden durch Leistung und Qualität zu überzeugen. Das wird neben der zunehmenden Regulierung zu einem Kostendruck führen und nicht ohne einen weiteren Stellenabbau im Finanzdienstleistungssektor über die Bühne gehen. Aber ich bin überzeugt, dass dieser Weg richtig und erfolgsträchtig ist. Die Schweizer Banken sind wettbewerbsfähig und müssen sich vor niemandem verstecken.

#### **In welchen Branchen erwarten Sie ein Beschäftigungswachstum?**

In Branchen, deren Absatzmärkte von Megatrends wie Gesundheit, Energie, Urbanisierung, Wasser oder Alter profitieren, also bei Pharma-, Life-Science-, Maschinenbau- und Technologie-Firmen. Der weltweit wachsende Wohlstand wird aber auch der Luxusgüter- und Finanzindustrie einen Schub verleihen. Die Schweiz ist für die Zukunft sehr gut aufgestellt. Wir haben im Vergleich zum Ausland eine sehr gute Ausgangslage. Nur vergessen wir das ganz gerne. □



**Valentin Vogt** ist seit 2011 Präsident des Schweizerischen Arbeitgeberverbandes sowie Mitglied des Vorstandsausschusses von Economiesuisse und des Wirtschaftsbeirats der Schweizerischen Nationalbank. Der studierte Ökonom ist Miteigentümer und Verwaltungsratspräsident des Winterthurer Unternehmens Burckhardt Compression. Er ist Vater von zwei Kindern und lebt in Hombrechtikon.

Das Interview wurde am 30. September 2013 geführt.

Identität: Was die Schweiz ausmacht

# Neutral, stabil – und mit Köpfchen

Bildung gewinnt an Bedeutung, daneben prägen staatserhaltende Werte wie Sicherheit, Neutralität und Stabilität die Identität des Landes. Das Zugehörigkeitsgefühl zu Gemeinden nimmt ab – man definiert sich in erster Linie als Schweizerin oder Schweizer.



Was sind für die Schweizerinnen und Schweizer die Hauptstärken ihres Landes? Im Langzeitvergleich erkennt man einen klaren Aufsteiger: die Bildung. Innerhalb von sechs Jahren hat sich ihre Wahrnehmung als eine Hauptstärke des Landes verdoppelt. Unterdessen steht sie auf Platz zwei, hinter Neutralität und vor Stabilität (siehe Abb. 8). Die Verunsicherung durch die seit 2000 durchgeföhrten Pisa-Studien, bei denen die Schweiz nicht wunschgemäß abschnitt, haben wohl das kollektive Bewusstsein für Bildung sensibilisiert und die Grundlage für verschiedene Bildungsinitiativen und -reformen der letzten zehn Jahre geschaffen. Die Erkenntnis, dass ein rohstoffarmes Land wie die Schweiz wenig andere Möglichkeiten hat, als auf die «Brain Power» der Bevölkerung zu setzen, scheint sich auf breiter Basis durchgesetzt zu haben.

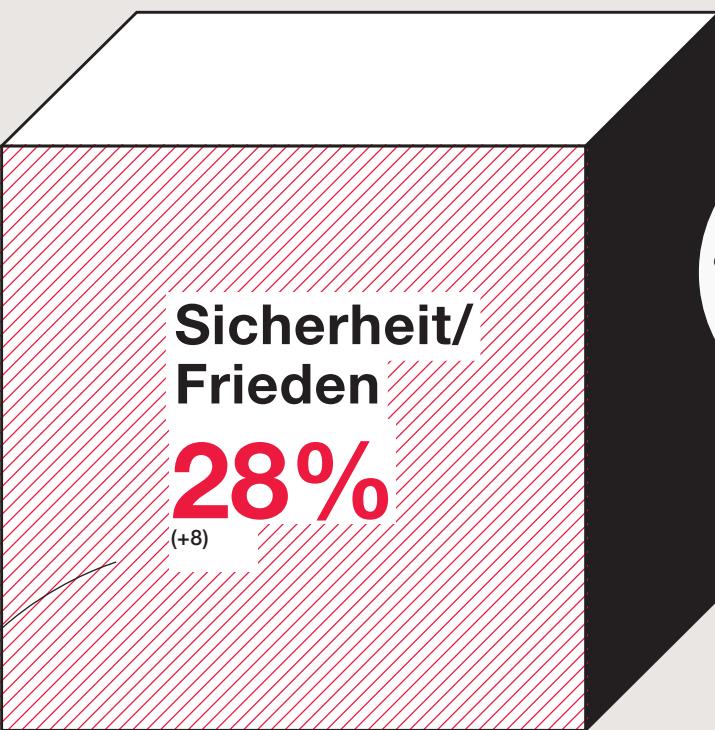
Durch einen zweiten Umfragewert wird die Bedeutung der Bildung noch klarer herauskristallisiert: Eine überwäl-

Abb. 6: Wer sind wir?

«Sagen Sie mir bitte drei Dinge, wofür die Schweiz für Sie persönlich steht.»

Die Schweiz wird mit Sicherheit und Frieden assoziiert, das Begriffspaar legt an Bedeutung zu. In der Romandie wichtig: Uhren und Schokolade.

Rangliste gesamte Schweiz



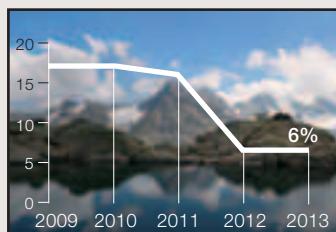
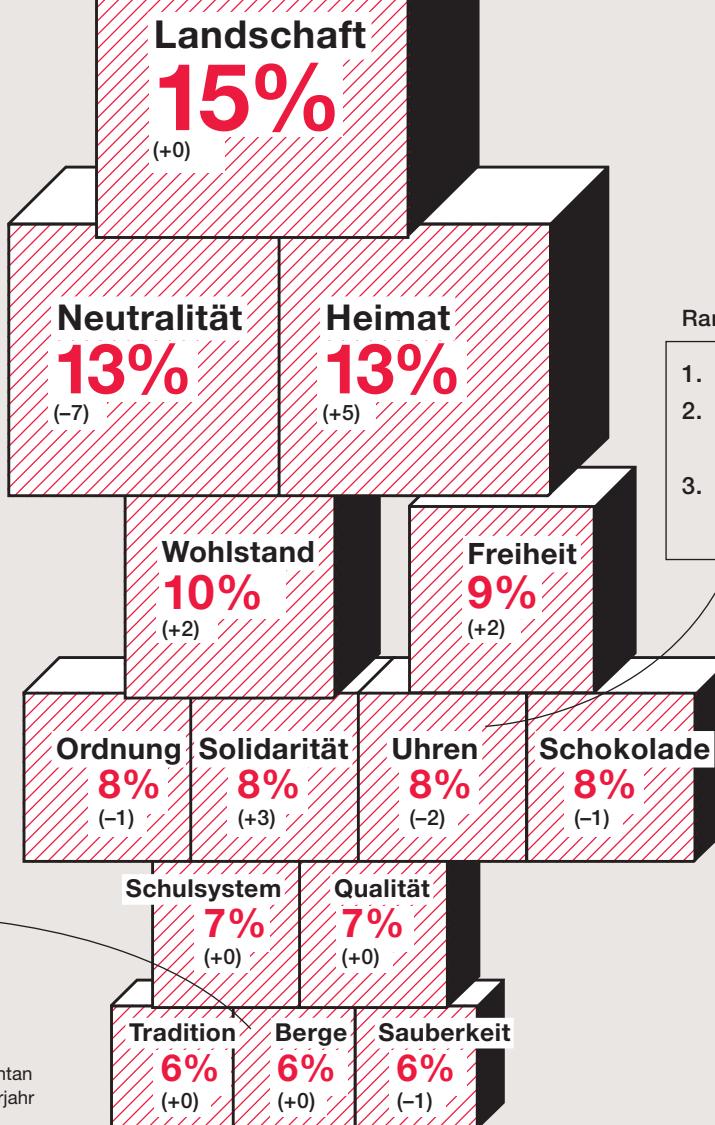
Besonders ausgeprägt ist das Sicherheitsbedürfnis in den mittelgrossen Städten und bei den Frauen, eher weniger stark in der Westschweiz und auf dem Lande.

Rangliste Deutschschweiz

1. Sicherheit/Frieden 28%
2. Heimat 17%
3. Landschaft 14%

Rangliste Romandie

1. Uhren 24%
  2. Sicherheit/Frieden 19%
  3. Schokolade 17%
- Landschaft 17%



Berge lagen 2009 bis 2011 mit an der Spitze.

Von % Stimmberrechtigten in offener Fragestellung spontan genannt; in Klammern Veränderung gegenüber dem Vorjahr in Prozentpunkten

tigende Mehrheit der Stimmberchtigten (96%) ist sich einig, dass die Förderung der Bildung eine wichtige politische Aufgabe der Gegenwart ist (Abb. 5).

#### Diversifikation als Stärke

In ökonomischer Hinsicht wird der breite Branchenmix der Schweizer Volkswirtschaft tendenziell als grössere Stärke eingestuft als die Schlagkraft einzelner Schlüsselindustrien (siehe Abb. 8 – nicht alle abgebildet): Die «generell starke Wirtschaft» legte seit 2006 auf 19 Prozent zu (+11 pp), während die wichtigsten Branchen auf unterschiedlichen Niveaus stagnierten. Immerhin liegen die Landwirtschaft (16 %) und die Uhrenindustrie (15 %) ebenfalls um sechs Prozentpunkte höher als zu Beginn der Untersuchung. Die Schweizer Qualität, jahrelang die unbestrittene Hauptstärke, wurde seit 2011 um beinahe 20 Prozentpunkte auf 31 Prozent zurückgestuft. Das Resultat ist schwierig zu deuten, denn der «internationale Qualitätsruf» gilt den Befragten immer noch als jenes Erfolgsmerkmal der Schweizer Wirtschaft, auf das sie ganz besonders stolz sind (siehe Abb. 11).

Ganz oben bei den Stärken des Landes finden sich – neben der Bildung – ausschliesslich bewährte Werte des politisch-gesellschaftlichen Systems: Neutralität, Stabilität, Frieden, Mitspracherecht. Schaut man zusätzlich, welche Merkmale der Schweizer Politik besonders beliebt sind (siehe Abb. 12), so wird dieses Bild abgerundet durch weitere Schweiz-typische Merkmale wie Eigenständigkeit oder das Milizsystem. Die fast uneingeschränkte Akzeptanz der 1999 erneuerten Bundesverfassung ist zudem ein klarer Hinweis darauf, dass im Moment keine tiefergreifenden Verfassungsreformen gewünscht werden.

#### Uhren wichtig in der Romandie

Die Neutralität wird nach wie vor als eines der wichtigsten Identitätsmerkmale der Schweiz angesehen (siehe Abb. 6). Sie verzeichnet zwar einen Rückgang gegenüber dem Vorjahr (-7 pp), wird aber in allen Landesteilen der Schweiz gleichermaßen als wichtig anerkannt, im Unterschied zum Begriff «Heimat», der in der Umfrage 2013 ausschliesslich von Befragten in der Deutschschweiz genannt wird. Ganz an der Spitze liegt dieses Jahr der Doppelbegriff Sicherheit und Frieden (+8 pp). Das mag mit der aktuell instabilen Weltlage zu

**Abb. 7: Nationalstolz**

«Sind Sie stolz, Schweizerin oder Schweizer zu sein?»

**La Suisse existe –  
86 Prozent sind stolz auf ihr Land.**



**Abb. 8: Die Stärken der Schweiz**

«Welches sind für Sie die fünf wichtigsten Stärken der Schweiz?»

**Stabilität wird immer wichtiger.**

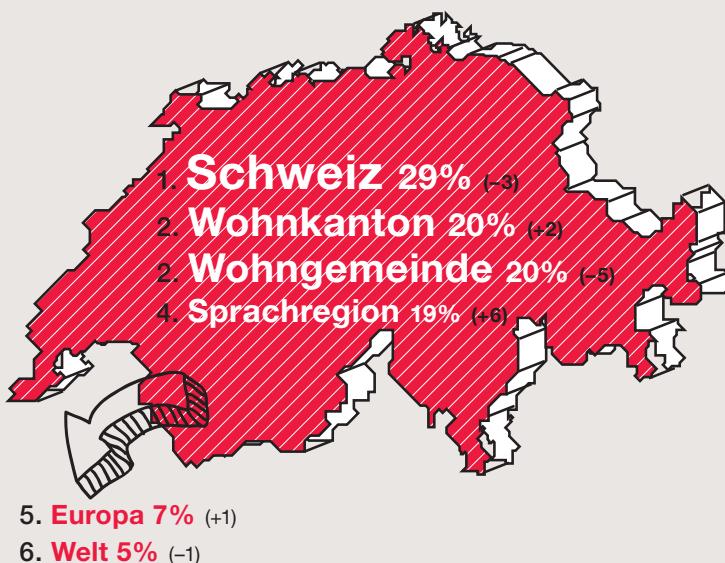
1. **Neutralität 47% (+6)**
2. **Bildung 46% (+5)**
3. **Stabilität 35% (+10)**
4. **Frieden 34% (+4)**
5. **Mitspracherecht 33% (-5)**
6. **Qualität 31% (-2)**
7. **Ordnung und Sauberkeit 29% (-1)**
8. **Individuelle Freiheiten 24% (+3)**

Neutralität hat nach einem Zwischentief 2011 (37%) beinahe wieder die Höchstmarke von 50 Prozent (2008) erreicht.

**Abb. 9: Zugehörigkeit zur Schweiz**

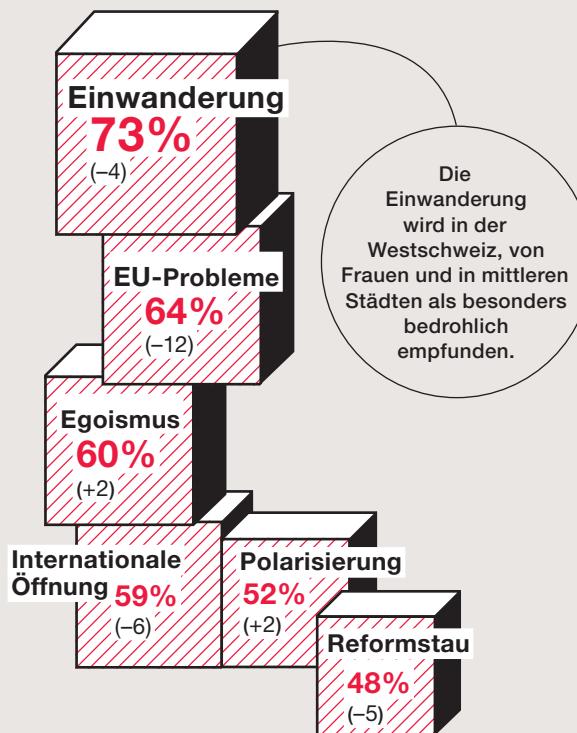
«Zu welcher geografischen Einheit fühlen Sie sich in erster Linie zugehörig?»

**Identitätsstiftende Kraft der Gemeinden weiter abnehmend, Zugehörigkeit zum Land ist entscheidend.**

**Abb. 10: Gefahren für die Schweizer Identität**

«Durch welche Ursachen sehen Sie die Schweizer Identität gefährdet?»

Die grössten Gefahren drohen von aussen, doch der Egoismus erreicht einen Höchstwert.



In % Stimmberchtigter, in Klammern Veränderung gegenüber dem Vorjahr in Prozentpunkten

tun haben und passt zu den Resultaten der Stärken der Schweiz, wo sich auch staats-erhaltende Werte durchgesetzt haben.

Werden in der Deutschschweiz eher Grundwerte wie Freiheit, Ordnung und Solidarität betont, setzen die Westschweizer mit Uhren und Schokolade zwei für sie nach wie vor sehr wichtige Traditionsbereiche ganz an die Spitze der Identitätsmerkmale.

Zu den bisherigen Erkenntnissen passt, dass der Nationalstolz ungebrochen gross ist (siehe Abb. 7). Hingegen deutet eine andere Fragestellung, die lange Zeit praktisch identische Ergebnisse gebracht hat, auf ein sich allmählich wandelndes Identitätsgefühl hin: Während Jahren

**Der Nationalstolz ist ungebrochen gross, vor allem bei der politischen Rechten.**

fühlten sich viele Schweizerinnen und Schweizer in erster Linie ihrer Wohngemeinde zugehörig. Im Jahr 2011 waren es 44 Prozent, nun sind es nicht einmal mehr halb so viele (siehe Abb. 9). Nutzniesser dieser Entwicklung ist nicht nur der Wohnkanton als nächstgrössere Einheit, sondern die Schweiz als Ganzes. Zählt man die Zweitnennungen hinzu, so fällt die Gemeinde mit 35 Prozent sogar noch hinter Kanton und Sprachregion an die vierte Stelle zurück.

Dieser langsame Abschied von der Gemeinde könnte verschiedene Ursachen haben: Zum einen lässt die wachsende Mobilität weit über die Kantongrenze hinaus viele Gemeinden zunehmend vom Wohn- zum reinen Schlafort werden; zum anderen schliessen sich Gemeinden aus finanziellen und verwaltungstechnischen Überlegungen vermehrt zusammen. Gab es gegen Ende des letzten Jahrtausends noch rund 3000 Gemeinden, so waren zu Jahresbeginn 2013 nur noch 2584 übrig geblieben. Die durch Fusion entstandenen Grossgemeinden vermitteln (noch) nicht das gleiche Zusammengehörigkeitsgefühl. Ob die Gemeinden eine neue Identität und damit eine neue Integrations- und Identifikationsrolle entwickeln können, wird sich im Laufe der nächsten Jahre zeigen. Sicher ist, dass der Staat als der Garant >

von Sicherheit und Frieden näher an die einzelnen Stimmbürgerinnen und Stimmbürger gerückt ist.

#### Egoismus bedroht Identität

Nahezu alle Stimmbürgerinnen und Stimmbürger (97 %) beurteilen mittlerweile die Schweizer Wirtschaft positiv im Vergleich zur ausländischen – ein Ausdruck der guten Situation in der Schweiz angesichts der wirtschaftlich angespannten Lage in wichtigen Weltregionen und Grossstädten Europas? Diese selbstbewusste schweizerische Haltung zeigt sich auch in zwei weiteren Werten: 91 Prozent stuften das Ansehen der Schweiz im Ausland als eher gut oder gar sehr gut ein, für fast die Hälfte der Bevölkerung (41 %) hat sich das internationale Image der Schweiz im Laufe der letzten zwölf Monate weiter verbessert. In der Folge bezeichnen fast zwei Drittel der Stimmbürger die Schweizer Aussenpolitik als defensiv, und 71 Prozent würden sich bei internationalen Verhandlungen eine etwas offensivere Gangart der Schweiz wünschen.

Zu Beginn der neunziger Jahre herrschte in der Schweiz grosse Verunsicherung – an der Weltausstellung 1992 in Sevilla trat man noch unter dem Motto «La Suisse n'existe pas» auf – und es wurde eine abgrenzungsorientierte Politik gegenüber dem Ausland, insbesondere der Europäischen Union, kultiviert. Auch heute wird die internationale Öffnung noch von einer Mehrheit als Gefahr für die eigene Identität wahrgenommen, allerdings mit abnehmender Tendenz (-6 pp). Der hiesige Egoismus hingegen wird von fast gleich vielen (60 %) als identitätsgefährdend betrachtet, Tendenz steigend: 2010 schätzten erst 44 Prozent den Egoismus negativ ein. Die Einwanderung wird – wie immer seit Beginn der Befragung – als grösste Gefährdung angesehen (73 %), doch mit weniger Zuspruch als im Vorjahr (-4 pp; siehe Abb. 10). (schi) □

**Abb. 11: Stolz auf Merkmale der Wirtschaft**

«Gibt es Dinge der schweizerischen Wirtschaft, auf die Sie besonders stolz sind?»

**Finanzplatz und Service public wieder beliebter.**

1. **Int. Qualitätsruf 94% (+3)**
2. **Uhrenindustrie 93% (+0)**
2. **Erfolgreiche KMU 93% (+2)**
4. **Starke Schweizer Marken 91% (+1)**
5. **Maschinenindustrie 88% (-1)**
6. **Pharmaindustrie 83% (+1)**
7. **Finanzplatz 81% (+10)**
7. **Service-public-Unternehmen 81% (+6)**

Stolze Bilanz: Die vier Spitzentreiter erreichen seit 2006 stets Werte von über 90 Prozent.

**Abb. 12: Stolz auf Merkmale der Politik**

«Gibt es Dinge der schweizerischen Politik, auf die Sie besonders stolz sind?»

**Schweizer Politik = Neutralität.**

1. **Neutralität 94% (+0)**

2. **Eigenständigkeit 90% (-2)**
2. **Bundesverfassung 90% (+2)**
4. **Volksrechte 87% (-1)**
5. **Mitsprachemöglichkeit 83% (-4)**
6. **Zusammenleben 81% (+2)**
7. **Sozialpartnerschaft 78% (+7)**
8. **Milizsystem 77% (+8)**

Seit 2009 hat die Sozialpartnerschaft um 16, das Milizsystem seit 2008 um 20 Prozentpunkte zugelegt.

Von % Stimmberechtigten in offener Fragestellung spontan genannt; in Klammern Veränderung gegenüber dem Vorjahr in Prozentpunkten

## Fokus Vertrauen

# Noch nie so gross wie heute

Die eidgenössischen Institutionen und Akteure stehen bei der Bevölkerung hoch im Kurs.

**61%**

2013:  
Rekordvertrauen  
– weil es der  
Schweiz besser  
geht als dem  
Ausland?

Das Vertrauen in die wichtigsten Akteure der Schweiz befindet sich gegenwärtig auf einem Rekordstand: Sie geniessen einen durchschnittlichen Vertrauenswert von 61 Prozent – 1996 lag dieser Wert noch bei 34 Prozent. Seit dem letzten grossen Rückschlag im Jahr 2004 im Nachgang zur «Dotcom-Krise» hat sich der Vertrauenswert mittlerweile beinahe verdoppelt, und dies trotz eines vorübergehenden Rückschlags aufgrund der weltweiten Finanz- und Wirtschaftskrise.

Warum hat das Vertrauen derart zugenommen?

Eine mögliche Erklärung ist, dass die Schweiz

1999: Kurzzeitiger Rückgang der Arbeitslosigkeit, Glaube an Institutionen steigt.

in dieser Periode – gerade im Vergleich zum Ausland – vor grösseren politischen Krisen verschont blieb und

wirtschaftlich prosperierte. Fällt

der Vergleich mit den Nachbarn positiv aus, steigt das Vertrauen in die Verantwortlichen im eigenen Land.

Praktisch Jahr für Jahr an der Spitze liegen die Polizei und das Bundesgericht, denen im langjährigen Mittel 61 Prozent der Schweizer das grösste Vertrauen schenken. Eine Spitzenposition nimmt stets auch der Bundesrat ein (51%), aber auch die Banken und die Arbeitnehmerorganisationen erzielen konsequent hohe Werte, im Durchschnitt 47 beziehungsweise 46 Prozent.

Die Arbeitnehmerorganisationen konnten seit 2006 (34%) fast jährlich etwas mehr Vertrauen gewinnen und sind



2013 beim Rekordwert von 66 Prozent angelangt. Die Arbeitgeberorganisationen entwickelten sich übrigens beinahe im Gleichschritt, allerdings auf einem etwas tieferen Niveau (gegenwärtig 54%, Ø seit 1996: 39%). Die Banken (63%) wiederum hatten sich zwischen 2005 und 2006 sprunghaft um 23 Prozentpunkte auf 61 Prozent gesteigert und sind seither nur einmal knapp unter die 50-Prozent-Marke zurückgefallen.

Den höchsten Vertrauenszuwachs erarbeiteten sich 2013 die politischen Parteien. Im Jahr 2005 sprachen ihnen gerade einmal 16 Prozent das Vertrauen aus, im langjährigen Durchschnitt sind es 27 Prozent – nun aber vertraut ihnen erstmals

mehr als die Hälfte der Bevölkerung (51%). Auf einem höheren Niveau lässt sich Ähnliches auch von Nationalrat (67%, Ø seit 1996: 44%) und Ständerat (65%, Ø seit 1996: 43%) sagen. Das höchste Vertrauen der politischen Instanzen geniesst der Bundesrat, aktuell erfreut er sich eines Rekordvertrauens von 71 Prozent.

Wie sind die Resultate international einzuordnen? Gemäss «Global Trust Report 2013» geniessen in Deutschland, analog zur Schweiz, die Polizei (81%) und die Justiz (65%) das höchste Vertrauen. In Deutschland aber folgt die Regierung erst mit erheblichem Abstand (34%). Die politischen Parteien liegen weit hinten (16%). Über 25 Länder hinweg betrachtet geniesst das Militär das höchste Ansehen und schneidet beispielsweise in Brasilien, Japan, Frankreich und den USA besonders gut ab. An zweiter Stelle liegen dieses Jahr die Kirchen und Glaubengemeinschaften, welche zum Beispiel in Russland, den USA und Südafrika gute Noten bekommen. In diesen Staaten scheint man – im Gegensatz zur Schweiz und zu Deutschland – der Justiz, der Polizei und der Regierung nicht uneingeschränkt zu trauen.

In der Schweiz befinden sich Militär und Kirche, bezogen auf den langjährigen Durchschnitt, im Mittelfeld. (schi) □

Die Grafik bildet den durchschnittlichen Vertrauenswert ab: Betrachtet werden die Werte von 13 Akteuren seit 1996. Nicht berücksichtigt werden die Medien (Radio, Fernsehen, bezahlte Zeitungen, Gratiszeitungen, Internet), da bis 2008 lediglich zu «Massenmedien» befragt wurde.

Stimme der Politik

# «Es hat uns stark gemacht, dass wir so verschieden sind»

Der neue Nationalratspräsident und höchste Schweizer, Ruedi Lustenberger, über die Schweizer Identität, den bilateralen Weg und Bescheidenheit als Tugend.

Interview: Urs Reich und Michael Krobath



**Herr Lustenberger, Sie haben über 35 Jahre lang eine Schreinerei geführt. Was lernt man dabei für die Politik?**

Man schätzt die unternehmerische Freiheit in der Schweiz und kommt zur Erkenntnis, dass die Marktwirtschaft das richtige System ist, sofern die Akteure und Marktteilnehmer sozial und ökologisch verantwortungsbewusst handeln. Zum Beispiel, dass es klug ist, den Franken erst dann für Konsum und kleinere Investitionen auszugeben, wenn man ihn eingenommen hat. Und wenn man – wie ich – 25 Lehrlinge ausgebildet hat, weiß man auch um die einmutive Bedeutung des dualen Berufsbildungs-systems.

**Laut Sorgenbarometer identifizieren die Stimmberchtigten die Schweiz in erster Linie mit Sicherheit/Frieden (28 %), Landschaft (15 %) sowie mit Neutralität und Heimat (je 13 %).**

**Stimmen Sie damit überein?**

Ja, wobei ich Neutralität und Heimat an erster Stelle nennen würde. Die Umfrage zeigt auch, dass die Stimmberchtigten gerade diese Identitätsmerkmale auch gefährdet sehen durch die rapid gestiegene, zum Teil importierte Kriminalität, die fortschreitende Zersiedelung sowie zunehmend auch durch die Personenfrei-zügigkeit. In letzter Frage sollten sich

Politik und Wirtschaft die Besorgnis der Leute besser zu Herzen nehmen.

**Je nach Sprachregion identifizieren sich die Stimmberchtigten mit anderen Dingen. Sehen Sie darin eine Chance oder eine Gefahr?**

Historisch betrachtet, ist es eine Chance. Es gibt kein anderes Land auf der Welt,

**«Dem Druck einfach nachzugeben, ist unschweizerisch und schadet der Verhandlungstaktik.»**

Ruedi Lustenberger

in dem vier Sprachen und unterschiedliche Kulturen so lange friedlich zusammenleben, gemeinsam so erfolgreich politisch und ökonomisch funktionieren. Gerade die Tatsache, dass wir so verschieden sind, hat uns stark gemacht.

**Was hält die Schweiz zusammen?**

Es gibt eine entscheidende Klammer: Bei uns ist niemand in der absoluten Mehrheit, weder eine Region noch eine Partei

oder Gesellschaftsschicht. Jeder von uns ist Mitglied einer oder mehrerer Minderheiten. Das ist das Einzigartige an der Eidgenossenschaft: die Einheit in der Vielfalt. Politisch findet das seinen Ausdruck unter anderem im Zweikammersystem und im Ständemehr.

**Beunruhigt es Sie, dass die Identifikation mit der Wohngemeinde gemäss Sorgenbarometer zunehmend abnimmt?**

Das ist wohl eine Folge der wachsenden Mobilität, und damit auch nachvollziehbar; aber sie ist nicht unproblematisch. Die Gemeinde ist die Kerneinheit unseres subsidiären Staatsgebildes. Sie hat grosse Kompetenzen und sehr viel Verantwortung; das macht sie bürgernah und effizient. Damit dieses System funktioniert, braucht es jedoch immer wieder Leute, die gewillt sind, in den Gemeinden politische Verantwortung zu übernehmen.

**Gefordert ist die Politik auch bei den längst anstehenden Reformen der Sozialversicherung. Wie lassen sich diese umsetzen?**

So wünschenswert ein grosser Wurf auch wäre, die Vergangenheit hat gezeigt, dass dieser politisch nicht realisierbar ist. Deshalb gilt es, massvolle und machbare Anpassungen vorzunehmen. Was ich für



# 96%

Die meisten Befragten im Sorgenbarometer möchten, dass Bildung gefördert wird. 46 Prozent sehen sie als eine Hauptstärke der Schweiz.

«Hat man 25 Lehrlinge ausgebildet, weiss man um die Bedeutung des dualen Berufsbildungssystems»: Ruedi Lustenberger, ehemaliger Schreinermeister.

falsch halte, ist die These, wir müssten ausländische Arbeitskräfte ins Land holen, um die AHV zu retten. Es ist ein Irrglaube zu meinen, dass diese Leute, die jung in die Schweiz kommen, dereinst nicht auch einmal hier AHV beziehen wollen. Da beißt sich die Katze in den Schwanz. Klar ist auch: Man darf bei der AHV nicht die Leistung schmälern. Deshalb bleiben nur zwei Lösungsansätze: höhere Einnahmen und/oder die Erhöhung des Rentenalters. Anders beurteile ich die Situation bei der 2. Säule. Angesichts der steigenden Lebenserwartung kommen wir wohl nicht darum herum, die Höhe des Umwandlungssatzes nach unten anzupassen.

**19 Prozent der Stimmberchtigten, und damit so viele wie nie seit 1995, machen sich Sorgen rund um den Themenkomplex von Energie, Kernenergie sowie Versorgungssicherheit. Was bedeutet das für die politischen Entscheidungsträger?**

Der eingeschlagene Weg des Bundesrates ist richtig. Der Teufel liegt auch hier im Detail; bis die Energiestrategie 2050 greift, wird noch sehr viel energetisch ungenutztes Wasser die Schweiz verlassen.

**Das Vertrauen in die politischen Institutionen ist in den letzten Jahren gestiegen und ausserordentlich hoch.**

**Die Stimmbevölkerung beurteilt die Zukunft des Landes optimistischer als bisher. Was ist zu tun, damit die Schweiz tatsächlich erfolgreich bleibt?**

Wir sind gut beraten, auf der bisherigen politischen Linie weiterzufahren und auf die eigenen Stärken zu setzen. Als Kleinstaat verhalten wir uns weiterhin neutral und beschreiten den bilateralen Weg zu Europa weiter. Wir bilden unsere jungen Leute gut aus und halten am dualen Bildungssystem fest. Und schliesslich wollen wir der Umwelt und der politischen Kultur Sorge tragen. Der Respekt vor anderen Meinungen und eine anständige politische Streitkultur sind unabdingbar für unser direktdemokratisches System.

**Was ist Ihr wichtigstes Ziel als Nationalratspräsident?**

Ich freue mich auf das Amt und bleibe bescheiden. Entscheidend ist die Institution und nicht die Person. Ich bin dankbar und habe hohen Respekt vor unseren Vorfahren, die es verstanden haben, die Schweiz als Einheit in der Vielfalt zu entwickeln. Gerne will ich daran erinnern, dass der momentan gute Zustand der Eidgenossenschaft vor allem das Resultat des Miteinanders und nicht des Gegeneinanders ist. □

**Doch gleichzeitig wächst die Kritik an den Steuern und erstmals findet eine Mehrheit, der Staat leiste zu viel für die Allgemeinheit.**

Das gestiegene Vertrauen freut mich. Die Menschen haben gemerkt, dass die Schweiz – verglichen mit dem Ausland – vieles gut gemacht hat. So ist in der Nachbetrachtung etwa der bilaterale Weg zu Europa richtig. Dass die Regulierungs-dichte den Menschen Sorgen macht, weiss ich aus eigener Erfahrung. Der Missbrauch der Sozialeinrichtungen sowie weltfremd anmutende, teure Kuscheltherapien haben einen negativen Einfluss auf die Steuermoral und fördern die Staatsverdrossenheit.

**Fast drei Viertel wünschen sich ein eher offensiveres Verhalten der Schweizer Politik gegenüber dem Ausland. Wie lässt sich das umsetzen?**

Jedwelchem Druck einfach nachzugeben, ist unschweizerisch und schadet längerfristig auch der Verhandlungstaktik. Nur, die Situation ist nicht einfach. Der zunehmende politische Druck des Auslands auf die Schweiz hat primär ökonomische Gründe. Und nun soll die Politik möglichst rasch Probleme lösen, welche einzelne Wirtschaftszweige, insbesondere auch die grossen Finanzinstitute und einzelne ihrer Mitarbeiter, aus Eigennutz verschuldet haben.



Ruedi Lustenberger ist Nationalratspräsident 2014 und somit formell der höchste Schweizer für ein Jahr. Der 63-jährige Schreinermeister aus Romoos im Entlebuch LU sitzt seit 1999 für die CVP im Nationalrat. Seit 2005 ist er Zentralpräsident des Verbandes Schweizerischer Schreinermeister und Möbelfabrikanten und seit 2008 Vorstandsmitglied des Schweizerischen Gewerbeverbands. Ruedi Lustenberger führte bis im vergangenen Jahr den familieneigenen Betrieb. Er ist verheiratet und Vater von fünf erwachsenen Kindern.

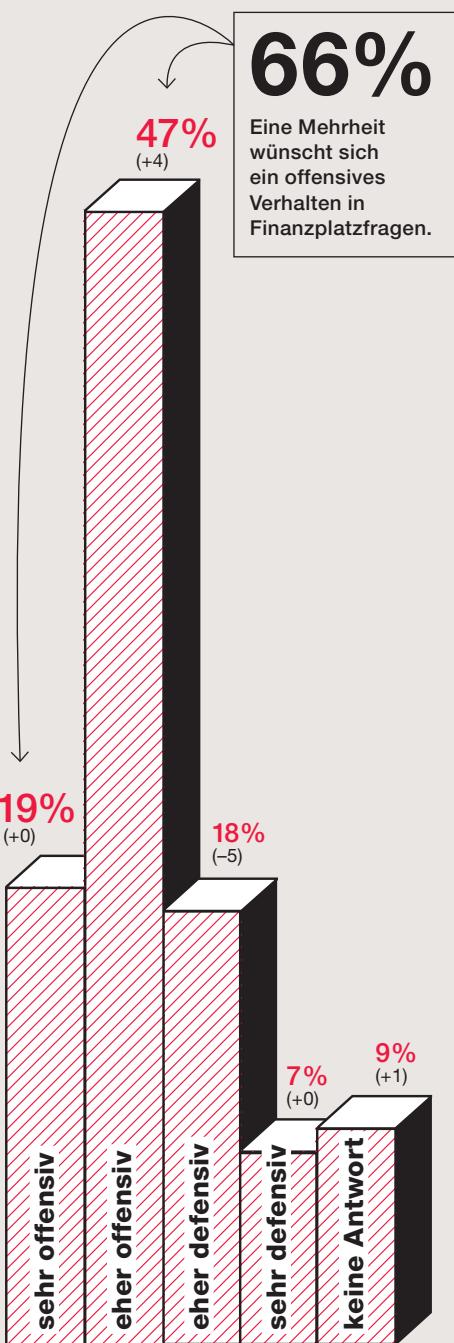
Das Interview wurde am 26. September 2013 geführt.

## Fokus Finanzplatz

# Das Vertrauen ist zurück, mehr Selbstbewusstsein wird gefordert

Grosse Zuversicht und dezidierte Meinungen zur Zukunft des Schweizer Finanzplatzes. In Verhandlungen mit dem Ausland wird ein offensives Auftreten gewünscht.

## Gewünschtes Verhalten der Schweiz in Finanzplatzfragen



Aus den Resultaten des Sorgenbarometers geht hervor, dass sich die Stimmbevölkerung intensiver als noch im Vorjahr mit Fragen der künftigen Ausrichtung des Finanzplatzes beschäftigen. Dabei kommen grundsätzlich viele Strategien in Frage: Am wichtigsten erscheinen sowohl die verbesserte regulatorische Aufsicht (79 %, +10 pp) als auch die Sicherung des Bankkundengeheimnisses (78 %, neu). Mit geringem Abstand folgen dahinter die Stärkung des Geschäfts mit institutionellen Anlegern (76 %, +2 pp) sowie die Verbesserung des Zugangs zu den ausländischen Märkten (74 %, +2 pp). Skeptischer steht man dem Rohstoffhandelsplatz gegenüber. Dessen Förderung ist zwar ebenfalls für noch 63 Prozent der Bevölkerung wichtig, im Vergleich zum Vorjahr stellt dies aber doch einen Rückgang um 5 Prozentpunkte dar. Knapp die Hälfte der Befragten erachten eine ausschliessliche Fokussierung auf das Private Banking (52 %, +7 pp) oder die Einführung des automatischen Informationsaustausches als wichtig (49 %, +5 pp).

### Finanzplatz gehört zu Hauptstärken

Auf ein Bankkundengeheimnis, das kriminellen Missbrauch ausschliesst, aber die Privatsphäre schützt, sind nicht weniger als drei Viertel der Stimmbevölkerung sehr oder eher stolz (76 %, +9 pp). Der Finanzplatz als Ganzes (81 %, +10 pp) weist diesbezüglich einen noch besseren Wert auf, bleibt allerdings hinter den Spitzenwerten anderer Branchen zurück, insbesondere hinter jenen der Uhrenindustrie (93 %) und der Maschinenindustrie (88 %).

Alles in allem zeigt das Sorgenbarometer, dass es der Finanzbranche gelungen ist, in den letzten Jahren verlore-

nes Vertrauen zurückzugewinnen. So zählt der Finanzplatz für einen Fünftel der Bevölkerung zu den fünf wirtschaftlichen Hauptstärken des Landes (20 %, +3 pp). Und während 2011 noch fast ein Drittel die Bankenkrise unter die Hauptprobleme einreichte (30 %), ist es gegenwärtig nur noch ein Zehntel (11 %). Bei der Vertrauensfrage selbst erreichen die Banken gegenüber dem Vorjahr einen Zuwachs um 15 Prozentpunkte auf 63 Prozent. Das ist der höchste Wert seit Beginn der Befragung im Jahr 1995; das langjährige Mittel der Banken liegt bei 49 Prozent.

Zwei Drittel der Bevölkerung (66 %, +4 pp) wünschen sich in Finanzfragen ein sehr oder eher offensives Verhalten der Schweiz bei internationalen Verhandlungen; lediglich ein Viertel (25 %, -5 pp) mahnt zu mehr Zurückhaltung. Diese Werte entsprechen auch dem generellen Anliegen der Bevölkerung an die Schweizer Politik, wenn es ganz allgemein um die Vertretung der Interessen des Landes gegenüber dem Ausland geht (71 %, -1 pp). (schi) □

## Service Plus – das Servicepaket

für Ihre Liegenschaft

Weitere Infos unter [upc-cablecom.ch/serviceplus](http://upc-cablecom.ch/serviceplus)



# Mehrwert für Ihre Liegenschaft: der HD Kabelanschluss mit noch mehr Leistung

Entscheiden Sie sich noch heute für das Netz der Zukunft. Mit der leistungsstarken, bewährten Infrastruktur von upc cablecom erfüllt Ihre Liegenschaft garantiert auch morgen höchste Ansprüche an Fernsehen und Telekommunikation.

### Alle Vorteile des HD Kabelanschlusses:

- Analoges und neu digitales Fernsehen direkt aus der Kabeldose – ohne Set Top Box
- Viele Sender in garantierter HD-Qualität
- Empfang der Sender in jedem Raum mit Kabeldose möglich
- Neu mit 2'000 Kbit/s kostenlos im Internet surfen
- Gleichzeitige Nutzung unserer Produkte ohne Qualitätseinbussen

Für schnelleres Surfen mit bis zu 150'000 Kbit/s, noch mehr digitaler TV-Unterhaltung und attraktiven Telefonie-Angeboten ist der HD Kabelanschluss der perfekte Zugang.



HD Kabelanschluss

=



Digital TV

+



Internet

+



Phone

Weitere Infos unter **0800 66 88 66**  
oder [upc-cablecom.ch/kabelanschluss](http://upc-cablecom.ch/kabelanschluss)

Mehr Leistung, mehr Freude.



**upc cablecom**



Ein Chimangokarakara – ein Falke, der im Norden Argentiniens überwintert.

# Hin und weg

Was bewegt Menschen dazu, eines der höchstentwickelten, wohlhabendsten und sichersten Länder der Welt zu verlassen? Erkundungen bei Auslandschweizern im argentinischen Regenwald.

Von Andreas Fink (Text) und Marco Vernaschi (Fotos)

«Q

ué se yo», antwortet er auf die Frage nach seiner Heimat. Er hätte auch «Was weiss ich?» sagen können, er spricht das kehlige Deutsch der Schweiz ebenso wie das runde Spanisch des argentinischen Nordens. Sein Elternhaus steht am Waldrand, wie auch der Hof seiner Grosseltern. Doch zwischen beiden Gebäuden liegen 11 000 Kilometer, der Äquator und die Schwelle zwischen Erster und Dritter Welt. Hat er zwei Heimaten? Gibt es dieses Wort überhaupt im Plural? Oder ist einer wie er heimatlos nach einem Leben, das viermal neu begann auf der jeweils anderen Seite des Atlantiks?

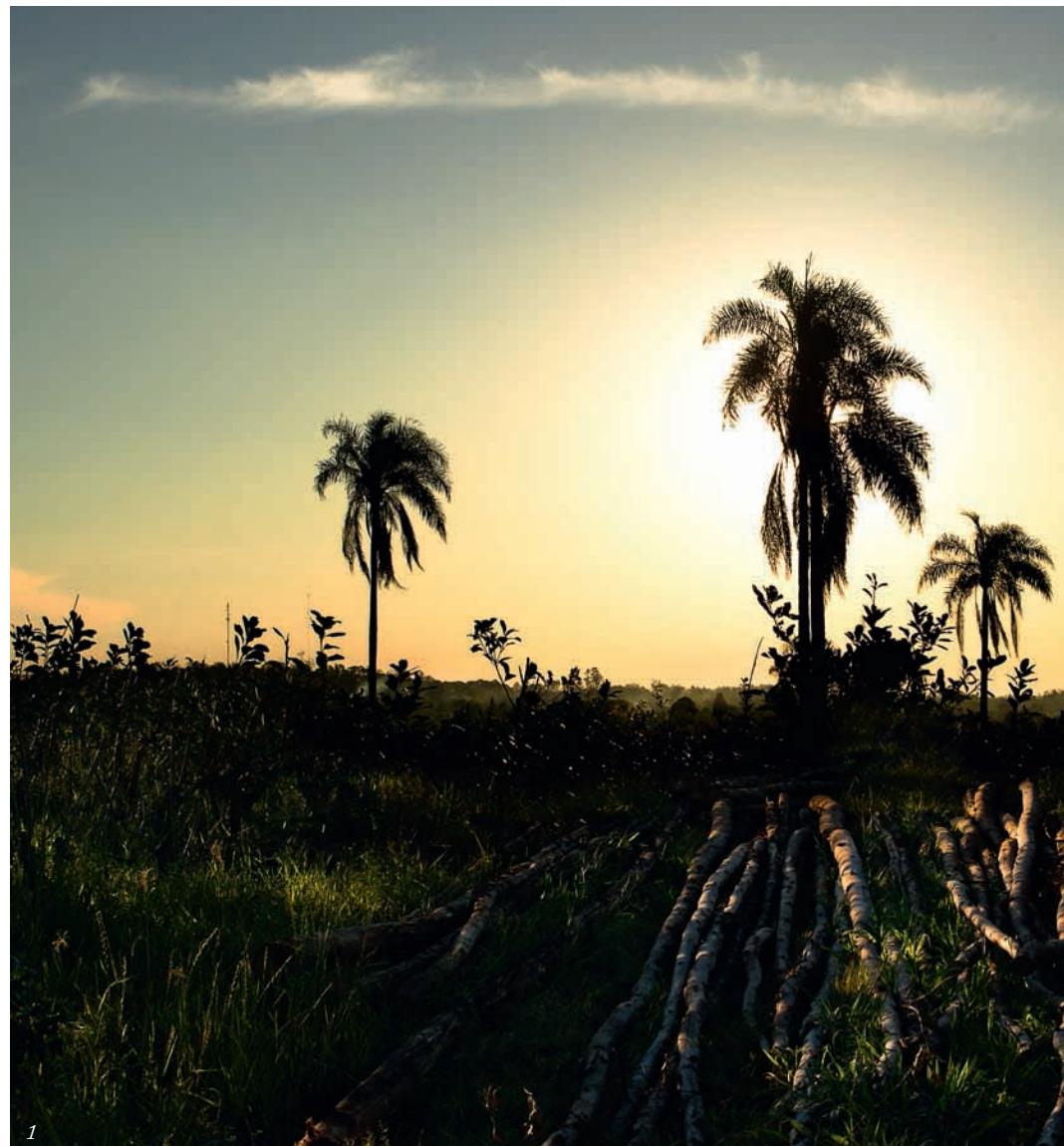
Carlos Zimmermann kann diese Fragen nicht beantworten. Wie viele andere Einwohner des Ortes Ruiz de Montoya. Sie sind Argentinier und sie sind Schweizer, sie leben in den Subtropen und im Voralpenland. Viele können hier nur existieren, weil sie dort lebten und arbeiteten. Sie sind Auswanderer.

Die Fahrt an den Ort, der einst aus der Not geboren wurde, ist heute eine bequeme Reise durch eine farbenprächtige Szenerie. Die Nationalstrasse 12, die parallel zu Argentiniens Nordgrenze verläuft, zieht sich über die Hügel der Provinz Misiones. In der rostroten Erde am Wegesrand wuchert die Vegetation in allen Grün der Welt. Waldgebiete, Plantagen, Matesträucher. Nach einer Abzweigung führt eine Teerstrasse ein paar Kilometer südlich, und als nach einer Kuppe das Dorf beginnt, da säumen leuchtend gelb blühende Alleeäste die Strassenränder.

Man erkennt sogleich, dass dieses kein gewöhnliches argentinisches Dorf ist. Das Walmdach auf dem Schweizerclub, der Glockenturm der Kirche samt Wetterhahn. Das Strassenschild zur «Granja Suiza», wo Tilsiter gekäst wird und der Käse fürs Raclette. Ein Idyll, ein protestantisches Schweizer Musterdorf. Dem irgend ein Eiferer den Namen eines jesuitischen Missionars verpasste.

### Am Anfang war die Armut

Ruiz de Montoya könnte auch «Aus-Schaffhausen» heißen. Denn seine ersten Bewohner waren Familien, die in der Schweiz niemand mehr wollte: Schneider, Buchbinder, Schuhmacher. Kleingewerbeiter ohne Arbeit und Perspektiven in den Krisenjahren vor dem Zweiten Weltkrieg, aber auch ohne Erfahrung in der Land-



1

wirtschaft. Männer, Frauen und viele Kinder, denen der Staat ein paar tausend Franken lieh und die er grusslos in den Urwald ziehen liess. Mindestens die Hälfte der über tausend Familien, die in der Zwischenkriegszeit in Argentiniens Norden zogen, übersiedelten zwischen 1936 und 1939 mit einem staatlichen Darlehen, das nur die wenigsten zurückzahnen konnten.

Viele zogen los, getäuscht von irreführenden Katalogen privater Kolonialgesellschaften und getrieben von der Hoffnung, mit dem Anbau des Matestrauches reich zu werden. Die Migration nach Misiones ist das letzte Kapitel in der jahrhundertelangen Geschichte von Armutsauswanderungen aus der Schweiz.

Bereits zwei Jahrzehnte später hatte die Richtung der Migration gekehrt: Unternehmer zwischen St. Gallen und Genf mussten ausländische Arbeitskräfte anwerben und erinnerten sich der Reserve aus dem Regenwald. Die Flückigers, Scheggis, Ufers und Schweris hatten nicht nur Schweizer Pässe, sie sprachen auch noch das

Deutsch der Schweiz. Seit den sechziger Jahren begannen die Misioneros zurückzukehren. Um etwas zu lernen – für drüben. Um Geld zu verdienen – für drüben. In der Schweiz bleiben wollten die wenigsten, als sie in Buenos Aires losflogen.

### «Ich warne dich, ich will zurück!»

Als Carlos Zimmermann bei einem Luzerner Automechaniker seine Lehre begann, redete er wie die anderen 20-Jährigen am Vierwaldstättersee. Dass er im Regenwald geboren wurde, hängte er nicht an die grosse Glocke, seine Familie war ja von Herlisberg (heute fusioniert mit Römerswil), wo Onkel und Cousins einen Holzbaubetrieb führten. Carlos wollte Mechaniker lernen, und zwar nicht in den Autoflickereien Argentiniens, wo Werkzeuge fehlen, Ersatzteile im Zoll feststecken und Rechnungen nicht bezahlt werden. Der Ausbildung folgte das Diplom und die eigene Werkstatt, gleich hinter dem Bahnhof Luzern. Der Betrieb wuchs und hätte sicher auch weiter wachsen können, >

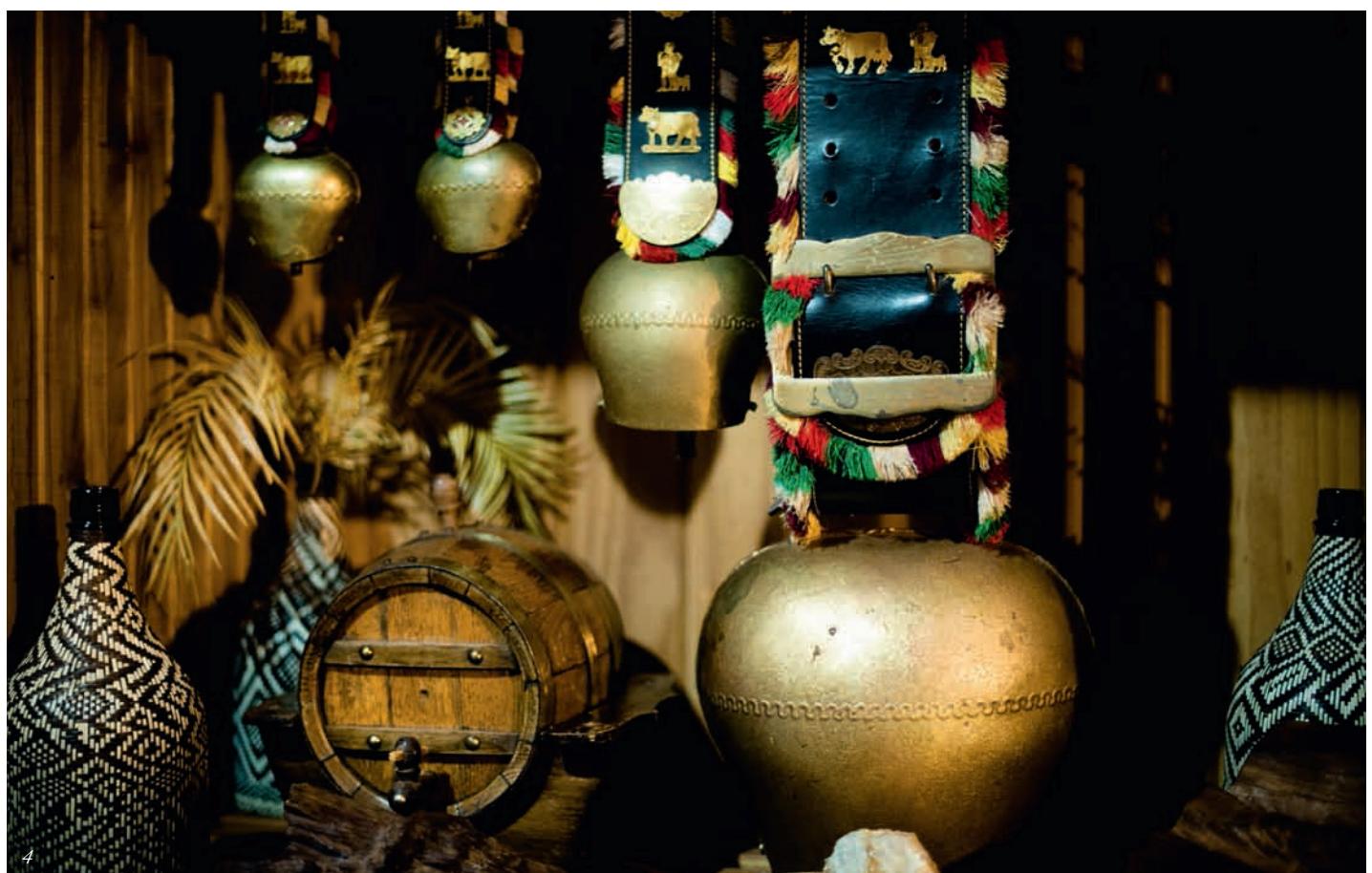


1 Grünes Gold? Mit Matesträuchern wollten die Schweizer reich werden. Es gelang nur wenigen.

2 Emigrant: Lorenzo Zimmermann zog 1937 aus der Innerschweiz in den Urwald. Heute spricht er leichter Spanisch als Deutsch.

3 Remigrant: Carlos Zimmermann fing viermal von vorn an – auf beiden Seiten des Atlantiks.

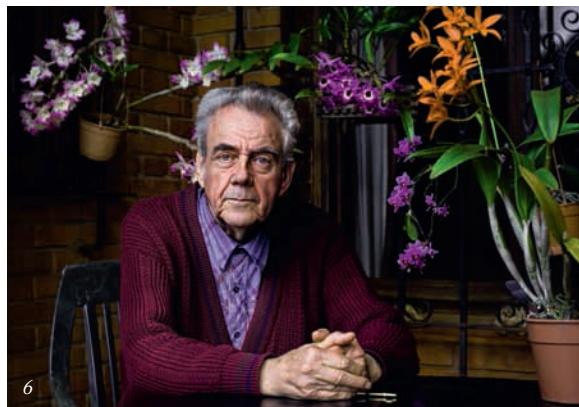
4 Souvenirs, Souvenirs: Ein Wohnzimmerarrangement verbindet die zwei Welten der Familie Burri-Mozzoli. Schweizer Kuhglocken hängen über Flaschen, die argentinische Indigene herstellen.





5

5 Musterschule:  
das Instituto Linea Cuchilla.



6

6 «Mr. Misiones»:  
Hans Rudolf Würgler.



7

7 Rita Burri kehrte nach  
21 Jahren Schweiz zurück.



8

8 In der Schweiz war es ihr  
zu eng: Sabine Haldimann.

9 Hitzeresistentes Kind:  
ein Zebu in Ruiz de Montoya.



9

doch Carlos war die Innerschweiz zu eng. Am Tag, als er das Mädchen kennenlernte, das später seine Frau werden sollte, sagte er: «Ich warne dich, ich will zurück!»

Dorthin, wo sein Vater Lorenz als 17-Jähriger den Urwald zu roden begonnen hatte. Drei Brüder waren im März 1938 im Flusshafen Puerto Rico vom Schiff gestiegen, Sägen und Beile im Gepäck, drei von zehn Geschwistern aus dem Sägewerk in Herlisberg bei Beromünster. Dass die Zimmermanns tatsächlich alle Zimmermänner waren, war ihr Startvorteil. Schnell lernten sie die Bäume Lapacho, Cedro, Loro negro oder Guatambú kennen, deren Holz für den Export taugte. Sie kauften Urwaldparzellen, schlügen die Hölzer aus und gaben die Grundstücke weiter. Mit einem alten Ford T trieben sie ihre erste Säge an, den Kühler zähmten sie mit Wasserkübeln.

Lorenz bekam ein «o» ans Ende des Vornamens. Zwanzig Jahre leitete er die 1953 gegründete Kooperative, die Tee und Mate nach Europa und Japan exportiert, lange stand er dem Schweizerclub vor. Lorenzo Zimmermann sagt, dass die besten Freunde seines 93 Jahre langen Lebens Argentinier waren, er tut sich im Spanischen leichter als im Deutschen. Den Weg in die Wildnis hat er nicht bereut.

### Grossmünster und Kapellbrücke

Es ist ein selten kühler Wintertag im September in Misiones, aus dem Kamin wärmt die Glut, an der Wand über der Feuerstelle hängen Familienfotos, Urkunden vom Schweizerclub und Souvenir-Teller. Einer zeigt das Zürcher Grossmünster, der andere eine Berghütte, ein dritter die Kapellbrücke in Luzern. In einer Ecke prangt ein Porträt von Papst Johannes Paul II. und gegenüber ein Luftbild von Herlisberg mit dem alten Holzhaus, das eingeraumt ist vom neuen Sägewerk, dem Holzlager, Lastwagen. «Alle Zimmermanns haben es zu etwas gebracht», sagt der Patron stolz, und Sohn Carlos nickt.

36 seiner 69 Lebensjahre hat Carlos Zimmermann in Argentinien verbracht und 33 in der Schweiz. Die erste Rückkehr nach Misiones unternahm er 1975, mit Ehefrau, drei Kindern zwischen zwei und acht Jahren und einer kompletten Autowerkstatt im Gepäck. Er brachte Know-how mit, Werkzeug, Kapital – und scheiterte neun Jahre später an der Realität. Am Ende der Militärrherrschaft lag Argentiniens Inflationsrate bei 131 Prozent jährlich, Abwertungen

machten Importe unmöglich, den Kunden ging das Geld aus, der Reparaturbetrieb war nicht mehr zu halten. Dass die Schweizer Ehefrau nie in der Hitze heimisch wurde, tat ein Übriges. 1984 bestieg die Familie das Flugzeug in die neue alte Heimat.

### «Die rote Erde zieht dich an»

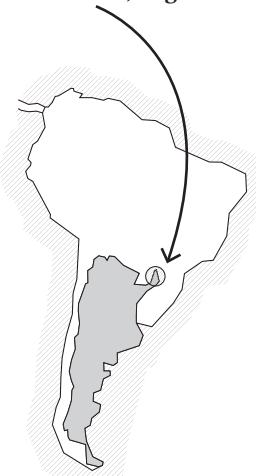
Vor sechs Jahren kam Carlos Zimmermann nach Argentinien zurück, allein. Die Ehe ist geschieden, die drei Kinder arbeiten in Hochdorf bei Luzern. «Ihnen geht's gut», sagt der Vater und vermerkt stolz, dass alle drei den argentinischen Pass beantragt haben. «Die rote Erde, die zieht dich an», sagt Carlos, der beschlossen hat, nie mehr die Seiten zu wechseln. Mit 1600 Franken Rente hätte er es in der Schweiz schwer, «allein die Krankenversicherung würde mir die Hälfte abnehmen». In Argentinien, wo Rentner umsonst zum Arzt gehen können, findet er – im eigenen Haus – ein gutes Auskommen, denn die AHV zahlt auch ins Ausland.

AHV, das sind die drei magischen Buchstaben in Ruiz de Montoya. Es sind die Zahlungen aus der Rentenkasse – neben den Rücküberweisungen der Hunderter in der Schweiz arbeitenden Dörfler –, die Ruiz de Montoya zum Vorzeigeort machen. Die meisten Schweizer Misioneros verstehen die Möglichkeit, durch Zahlung des Mindestbeitrags unter 100 Franken pro Monat nach dem 65. Lebensjahr eine Mindestrente (derzeit 1170 Franken pro Monat) bekommen zu können, als eine späte Wiedergutmachung für das staatliche Versagen in den 1930er Jahren, das sie in die Auswanderung trieb. Tatsächlich ist die Aussicht auf eine Schweizer Rente eine der Triebfedern der Rückimmigration der Jungen, die heute zumeist ohne Sprachkenntnisse aus Argentinien abreisen. Denn anders als in ihren Anfängen 1948 verlangt die AHV heute, dass ein Leistungsempfänger mindestens fünf Jahre in der Schweiz gelebt und gearbeitet haben muss, um Leistungen beziehen zu können.

### Eine Schule im Urwald

Hans Rudolf Würgler, langjähriger Honorarkonsul der Schweiz in Misiones, kennt die Geschichten von mehreren Familien, die sich in einer Zürcher 2-Zimmer-Wohnung drängen, um während ihrer Arbeitsjahre «drüber» möglichst wenig Mietkosten zu haben. Würgler kennt fast alle Geschichten der aktuell 2410 Schweizer in Misiones. Der Sohn eines Schweizer Agro-

### Provinz Misiones, Argentinien



- Bevölkerung: 1,1 Millionen (2010)
- Hauptstadt: Posadas

### Die Auslandschweizer

Über zehn Prozent aller Schweizer Staatsbürgerinnen und Staatsbürger leben im Ausland.

- Total Schweizer im Ausland: 715 710 (10,4% der Schweizer Staatsbürger).
- Zunahme gegenüber 2002: 116 776 (+19%), seit 1980 hat sich die Zahl der Auslandschweizer verdoppelt.
- Beliebteste Kontinente:
  1. Europa 442 620; 2. Amerika 175 954;
  3. Asien 45 793; 4. Ozeanien 30 647;
  5. Afrika 20 696.
- Ausgewählte Länder:
  - Europa: Frankreich 186 615; Deutschland 80 715; Italien 50 091; England 30 452; Spanien 24 157.
  - Amerika: USA 76 330;
  - Kanada 38 959; Argentinien 15 767; Brasilien 14 976.
  - Andere: Australien 23 633,
  - Israel: 15 970; Thailand 7431.

Quelle: Auslandschweizerstatistik 2012

nomen wurde 1937 in der Colonia Santo Pipó geboren, etwa 50 Kilometer südwestlich von Ruiz de Montoya. Für Gymnasium und Studium wurde er nach Bern geschickt, ehe er die elterliche Landwirtschaft in Argentinien anpackte – und die Belange der Schweizer in Misiones. Er kam zurück mit der Idee und den Kontakten, um mit Hilfe der evangelischen Kirche eine Oberschule in den Urwald zu stellen.

Im Vorjahr hat das «Instituto Linea Cuchilla» sein 50-Jahr-Jubiläum gefeiert, heute lernen 420 Jugendliche Landwirt-

Lesen Sie weiter auf Seite 64. >

Das Holzhaus des Lehrerpaars Sabine Haldimann und Roberto Henn ist umgeben von einem drei Hektar grossen tropischen Garten.







Ein Monument der Mühen: In diesem Schuppen trocknete die Familie Burri ihren ersten Tee. Heute verarbeitet und vermarktet die örtliche Kooperative die Blätter.

schaft und Elektrotechnik. 37 Schüler haben die Schweizer Nationalität. «Unsere Schule finanziert sich vor allem durch den argentinischen Staat und das Schulgeld der Familien. Aber 20 Prozent unserer Schüler haben ein Stipendium. Und das können wir nur vergeben dank den Spenden aus der Schweiz.» Würgler, der 2004 für sein Engagement in Misiones als «Auslandschweizer des Jahres» geehrt wurde, sagt das sehr deutlich, denn das Instituto ist sein Lebenswerk. «Ich bin mir sicher, dass unsere Schule in den 50 Jahren positive Spuren in der ganzen Provinz hinterlassen hat.» Solche hat Misiones nötig.

Nie konnte das Waldland zwischen den Strömen Paraná und Uruguay die Nachteile seiner Randlage überwinden. Vom Soja-Boom in der südlicher gelegenen Pampa bekam Misiones vor allem die negativen Seiten ab: höhere Exportzölle, teurere Düngemittel und Personalkosten, die jährlich um 25 Prozent steigen.

### Tabak, Nüsse, Tee

«Wir wissen schon nicht mehr, wie wir unsere drei Arbeiter entlönen sollen», sagt Rita Burri. Dabei sieht ihr Hof nicht wirklich nach Not aus. Die Bäuerin nutzt das milde Abendlicht, um das Lebenswerk von Grossvater und Vater vorzuzeigen: Teesträucher, gepflanzt in langen Reihen, dicht verwachsen. Um die Pflanzen, verteilt auf vier Felder mit 50 Hektaren, abzurnten, braucht es Lohnarbeiter, auch wenn den Schnitt eine Maschine besorgt.

Die erste Tee-Erntemaschine in Misiones stand auf genau diesem Hof, Rita Burris Grossvater hatte sie konstruiert. Er

war ein kluger Kopf, ein Stahlarbeiter, der einst Staumauern in den Alpen miterrichtete. Doch die Depression der 1930er vernichtete seine Arbeit. Um die fünf Kinder durchzubringen, nahm er den staatlichen Kredit an und brachte die Familie nach Misiones.

Der beschwerlichen Rodung folgten die Experimente mit dem Anbau. Vieles verdarb in der feuchtwarmen Hitze, und was wuchs, liess sich oft nicht verkaufen. Wie viele andere Siedler glaubten die Burris den Saatguthändlern und blieben dann auf den vermeintlichen Exportschlagern Tabak, Rizinus und Jute sitzen. Etwas besser verkauften sich die Nüsse des Tung-Baums. Aber nur, bis sich ihr Öl synthetisch herstellen liess. Schliesslich kamen die Schweizer zum Tee.

«Dieses Feld ist so alt wie ich», sagt Rita Burri, Jahrgang 1952. Ein Jahr später entstand die Kooperative, die bis heute den Ertrag dieser Felder vertreibt. Ihr Produkt könnte besser vermarktet werden, denn es ist – Erbe des visionären Grossvaters – organisch produziert. Doch den Aufwand für Zertifizierung und Vertrieb können Rita Burri und ihr Mann Roberto Mozzoli nicht finanzieren, schon gar nicht jetzt, da die Kosten steigen, aber die Weltmarktpreise für Tee stagnieren und gar sinken.

Mehr als einmal fragten sie sich, ob es richtig war, zurückzukehren auf diese Hügel. Von 1972 bis 1993 lebten sie in der Schweiz, dort kamen ihre beiden Töchter zur Welt, die bis heute dort wohnen. Mit Fleiss und Sparsamkeit schafften sie den Weg von Hilfsarbeitern zu Unternehmern. Sie besassen eine Wäscherei und chemi-

sche Reinigung in St. Gallen. Kein einziges Mal während dieser 21 Jahre reisten sie nach Misiones, die Flüge waren damals noch sehr teuer. «Wir haben uns sehr wohl gefühlt in der Schweiz», sagt Rita Burri. «Wir hätten auch gut bleiben können.»

Sie kamen nach Argentinien zurück hauptsächlich der Familie wegen, sie wollten den Hof nicht preisgeben, der Eltern und Grosseltern so viel Kraft gekostet hatte. Und nun, da sie beide dem Rentenalter entgegensehen, hat ihre ältere Tochter angekündigt, dass sie in nächster Zeit nach Ruiz de Montoya übersiedeln werde.

Warum tun diese Leute das? Für die Familie? Die Rente? Oder gibt es womöglich noch mehr, was Menschen dazu bewegt, aus einem der höchstentwickelten und sichersten Länder der Welt in den argentinischen Hinterwald zu ziehen?

«Ich glaube, es hat mit Freiheit zu tun», sagt Sabine Haldimann, die Englischlehrerin von Ruiz de Montoya. Die 40-Jährige kam vor 16 Jahren mit dem Lehramtsdiplom und dem Plan hierher, vom Leben mehr zu bekommen als jene «feste Rolle, die jeder Einzelne in dem perfekt organisierten Schweizer System ausfüllen darf», wie sie sagt. Heute gibt sie in ihrem Holzhäuschen Unterricht. Das miese Niveau des Fremdsprachenunterrichts an Argentiens Schulen garantiert ihr stete Kundschaft. Aber keinen Reichtum.

### Ein guter Platz in der Welt

Sabine Haldimann hatte schon als Kind die Gelegenheit gehabt, die Schweiz von aussen zu erleben. Ihr Vater war als Ingenieur mehrere Jahre in Libyen beschäftigt, und sie wuchs unter viel Sonne und noch mehr Himmel auf. Zurück in der Schweiz war es ihr dann zu dunkel, zu eng und zu aufgeräumt.

Ihre beiden kleinen Kinder Luciana und Daniel werden gross zwischen Pferden, Hunden, Katzen und einem importierten Gartenzwerg, dem wildwuchernde Gräser allmählich die Sicht rauben. Drei Hektar misst das Hanggrundstück, das Sabine Haldimann und ihrem Mann Roberto Gartenarbeit auf viele Jahre einbringt. Aber auch das Gefühl, einen guten Platz in dieser Welt gefunden zu haben. Ein Gefühl, das sie mit den andern Auslandschweizern in Ruiz de Montoya teilt. □

**Andreas Fink** ist Südamerika-Korrespondent von «Focus» (D) und «Die Presse» (Ö).

**Marco Vernaschi** ist Fotograf in Buenos Aires.

# empiris <>



**empiris** [ɛm'pirɪs]: unterstützt projekte aus wissenschaft und forschung – *donatoren können eine unterstiftung errichten* – langfristige und professionelle umsetzung des stifterwillens – kostenlose infrastruktur und vieles mehr

# Bin ich? Oder werde ich?

Was formt den Menschen, die Gene oder die Umwelt?  
Die moderne Biologie gibt äusseren Einflüssen wieder mehr Gewicht.  
Wir sind veränderbarer, als man lange geglaubt hat.

Von Mathias Plüss

Migros oder Coop? Frisch oder Dürrenmatt? PC oder Mac? Der Mensch liebt klare Alternativen – offenbar haben wir das Bedürfnis, uns zum einen oder zum anderen zu bekennen. Dabei spräche eigentlich nichts dagegen zu sagen: Bitte von beidem ein bisschen!

Der menschliche Drang zum Entweder-oder ist auch in der Wissenschaft spürbar, und oft genug hat er den Fortschritt gebremst. «Falsche Alternativen», schreibt der Biologe Ernst Mayr, lägen «fast allen grossen Kontroversen zugrunde». Infolgedessen sei «die Geschichte der Wissenschaft durch weite Pendelschläge charakterisiert».

Bekanntestes Beispiel ist die Gen-Umwelt-Debatte, die seit Jahrzehnten anhält. Ist es das Erbgut, das uns formt? Oder doch eher die Erziehung? Der ideologische Kampf um diese Frage wurde oft erbittert geführt. Dabei sagt einem schon der gesunde Menschenverstand, dass es hier kein klares Entweder-oder geben kann.

Beispiel Sprache: Der Mensch hat einen angeborenen Sprachinstinkt. Schon Babys beginnen, ihre lautliche Umgebung nach Wörtern und Grammatikregeln zu durchforsten, ohne dass ihnen das jemand beigebracht hätte. Trotzdem würde die Behauptung, die Sprache sei angeboren, zu kurz greifen. Denn theoretisch kann jedes Kind jede Sprache der Welt lernen – es lernt aber nur eine, seine Muttersprache. Die Sprachfähigkeit ist also ererb't, der Sprachinhalt erlernt. Hier spielen Gene und Umwelt zusammen.

Die Kontroverse nahm ihren Anfang bei zwei Biologen des 19. Jahrhunderts.



Erkenntnis der Epigenetik: Bei Rattenkindern, die viel geleckt werden, wird ein Anti-Stress-Gen eingeschaltet, das auch in der nächsten Generation aktiv bleibt.

Der Franzose Jean-Baptiste Lamarck (1744–1829) war gewissermassen der erste «Umweltist». Er glaubte an die Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften. Für seinen Gegenspieler hingegen, den Engländer Charles Darwin (1809–1882), war das Erbgut gegen äussere Einflüsse immun. So wurde er zum Wegbereiter der These von der Dominanz der Gene.

Die grossen Ideologien des 20. Jahrhunderts bezogen in dieser Frage klar Position. Die Nazis wollten einen tüchtigeren Menschen erschaffen, indem sie «minderwertiges Erbgut» mit ihren grausamen Programmen ausmerzten. Die Kommunisten hingegen glaubten fest an die Erzieh-

barkeit des Menschen. Auch Pflanzen, propagierten die führenden Sowjet-Biologen, könne man mit ein bisschen Training beinahe beliebige Eigenschaften anzüchten. Es endete mit Hungersnöten.

## Die Genom-Ernüchterung

Im Westen waren in den sechziger und siebziger Jahren ebenfalls viele Wissenschaftler von der Formbarkeit des Menschen überzeugt. Ein Kind, behaupteten sie, komme als Tabula rasa zur Welt, und wenn die Rahmenbedingungen stimmten, könne jeder zum Genie werden. Dann schlug das Pendel zurück: Die triumphale Genom-Entschlüsselung im Jahr 2000

war verbunden mit der Überzeugung, nun würde bald für sämtliche menschlichen Eigenschaften und Verhaltensweisen ein entsprechendes Gen gefunden. «Es ist heute möglich, dass unsere Enkel das Wort Krebs nur noch als Sternzeichen kennen», sagte der damalige US-Präsident Bill Clinton anlässlich der Präsentation des menschlichen Genoms. Der Erbgut-Determinismus war zurück.

Doch mittlerweile ist bereits wieder eine gewisse Ernüchterung eingetreten. Zwar werden wir weiterhin fast täglich mit Meldungen eingedeckt, wonach die Wissenschaft ein Depressions- oder Übergewichts-Gen, ein Schweißfuss- oder Untreue-Gen entdeckt habe. Clevere Firmen versprechen, sie könnten einem anhand des Genoms die gesundheitliche Zukunft vorhersagen.

Doch bei Lichte besehen ist meist nicht viel dran: Die Assoziationen zwischen Gen und Krankheit bewegen sich meist im Bereich von wenigen Prozenten. Was, bitte schön, soll ein Mensch anfangen mit der Information, er habe aufgrund seines Erbguts ein um zehn Prozent erhöhtes Alzheimer-Risiko? Das ist bestenfalls dazu gut, einem ein wenig Angst einzujagen.

### Einschalten, ausschalten

Aber es gibt auch klarere Beziehungen: Wer ein mutiertes BRCA-Gen hat, wird mit einer Wahrscheinlichkeit von achtzig bis neunzig Prozent an Brustkrebs erkranken. Aus diesem Grund hat sich der Filmstar Angelina Jolie diesen Frühling vorsorglich beide Brüste abnehmen lassen. Eine so deutliche Vorhersagbarkeit gibt es allerdings nur bei ganz wenigen Krankheiten.

Das könnte daran liegen, dass man einfach noch nicht gründlich genug nach den entsprechenden Genen gesucht hat. In den letzten Jahren hat sich aber immer mehr eine andere Erklärung herauskristallisiert: Die Gene spielen womöglich gar nicht jene deterministische Rolle, die man ihnen gemeinhin zuschreibt.

Denn längst nicht alle Gene, die jemand trägt, sind aktiv. Das ganze Leben über werden einzelne Gene ein- und ausgeschaltet. Dies geschieht unter dem Einfluss anderer Gene, aber auch unter dem

Einfluss der Umwelt. Diesen Prozess nennt man «Epigenetik».

Die meisten Resultate dazu stammen von Tieren. Wenn etwa Meisenweibchen regelmässig von Greifvögeln bedroht werden, so bekommen die Küken längere Flügel. Ein klarer Fall von Umwelteinfluss, der über die Steuerung der Gene erfolgt.

### Umwelteinflüsse sind vererbbar

In einem Experiment haben Wissenschafter das Leckverhalten von Rattenmüttern untersucht. Rattenkinder, die viel geleckt wurden, gehen später stressfreier durchs Leben. Der Nachwuchs von weniger fürsorglichen Müttern hingegen ist oft überaus ängstlich. Sowohl das Stress- als auch das Leckverhalten werden vererbt.

Das Erstaunliche ist nun aber, dass das Verhalten nicht in den Genen steckt. Denn wenn man einer fürsorglichen Rätin ein ängstliches Rattenbaby unterschiebt, nimmt dieses die Eigenschaften der Pflegemutter an. Man konnte zeigen, dass der Leckprozess im Gehirn des Rattenkindes Gene einschaltet, die den Abbau von Stresshormonen fördern. Und dieses Gen bleibt auch in der nächsten Generation aktiv. Man kann hier durchaus von einem vererbaren Umwelteinfluss sprechen – Lamarck kommt durch die Hintertüre wieder herein.

Beim Menschen kann man selbstverständlich keine solchen Experimente machen. Trotzdem gibt es die Vermutung, dass Ähnliches auch bei uns passiert. So weiss man etwa, dass auch Menschenbabys, die viel gestreichelt werden, als Erwachsene stressresistenter sind. Außerdem zeigte eine postume Untersuchung von Selbstmörderinnen, die als Kind missbraucht worden waren, dass ihre Stressabbau-Gene alle abgeschaltet waren. Der Schluss liegt nahe, dass die Misshandlung sie zu angstgestressten Menschen gemacht und sie letztlich in den Selbstmord getrieben hat.

Frühkindliche Einflüsse vermutet man mittlerweile bei vielen Krankheiten – etwa Diabetes, hohem Blutdruck, Autismus, ADHS, Depression, Schizophrenie oder Allergien. Insbesondere Übergewicht gilt heute als Phänomen, das von Generation zu Generation weitergegeben wird,

obwohl es kein entsprechendes Gen gibt: Übergewichtige Mütter stellen die Weichen in ihren Kindern so, dass diese später selber übergewichtig werden.

Für einen Betroffenen mag es ein schwacher Trost sein, zu wissen, dass er seinen dicken Bauch epigenetisch statt genetisch erworben hat. Aber es gibt einen entscheidenden Unterschied: Die Epigenetik erhöht die Chancen, ihn wieder loszuwerden. In einem Versuch wurde gezeigt, dass schon sechs Monate Sport einen merklichen Einfluss auf die Aktivität der Gene von Fettzellen haben. Auch Meditation und Ernährung sollen die Genaktivität verändern.

### Nicht alles ist Schicksal

Die Epigenetik gibt dem Menschen also ein Stück Selbstbestimmung zurück: Ich kann etwas für meine Gesundheit tun – es ist nicht einfach alles Schicksal. Außerdem eröffnet sie die Möglichkeit eines medikamentösen Eingriffs: So gibt es ein chemisches Mittel, das aus verängstigten Ratten wieder lockere macht. Epigenetische Veränderungen sind umkehrbar.

Manche Forscher frohlocken nun schon, auch nach einer verkorksten Kindheit sei noch alles möglich. Doch die Euphorie ist verfrüht, und man sollte aufpassen, jetzt nicht gleich wieder ins andere Extrem zu verfallen. Eine beliebige Veränderbarkeit des Menschen wird mit Sicherheit für immer ein Traum bleiben.

Denn es gibt immer noch genug Gebiete, wo die Gene eben doch eine entscheidende Rolle spielen. Die Intelligenz etwa ist zu einem grossen Teil vorgegeben. Aber immerhin: Mit guten Schulen und entsprechender Förderung kann man seinen IQ um bis zu 15 Punkte steigern. Das ist doch eigentlich eine schöne Versöhnung von Gen und Umwelt. □

**Mathias Plüss** ist freischaffender, mehrfach prämieter Wissenschaftsjournalist.

# Die Fahne des Aufrechten

Räumliche Distanz schafft Milde:  
Je länger man ausserhalb der Schweiz lebt,  
desto leichter ist es, das Land zu lieben.

Von Urs Willmann

Als Schweizer in der Schweiz war ich mir sicher gewesen: Nie im Leben würde ich eine Schweizer Fahne aufhängen. Im Juni 2006 tat ich es trotzdem. Noch während ich die Fahne mit Hanfschnüren am Heizkörper in meinem Büro festzurrte, um sie an der Aussenfassade des Hamburger Pressehauses im Wind wehen zu lassen, begann ich zu realisieren, was das Ausland aus einem Menschen machen kann. Es hatte mich in einen Patrioten verwandelt.

Zugegeben, der Ausbruch meiner helvetischen Identitätsfreude war einem besonderen Ereignis geschuldet. In dem Land, in dem ich seit 1998 lebe, startete die Fussball-WM. Und da die Political Correctness sogar den Deutschen im Jahr 2006 ein wenig nationalen Stolz erlaubte (ein Steckfähnchen pro Auto), unterdrückte auch ich nicht den Drang. Außerdem liess sich für mich – ein Mensch unkonformistischen Gemüts – die Aktion leichter in die Tat umsetzen, weil sie ein Akt der Provokation war. Mitten in der Innenstadt, an prominenter Stelle, hing plötzlich und unübersehbar eine Schweizer Fahne. Reaktionen blieben nicht aus: Mein Chefredaktor Giovanni di Lorenzo wurde darauf angesprochen, warum während der WM am Gebäude der «Zeit» als einzige Fahne eine helvetische hing – aber keine einzige deutsche.

Die Deutschen zu provozieren, war aber nur ein Grund für mein rot-weisses Bekenntnis. Der eigentliche war, dass sich mein Verhältnis zur Schweiz in der Ferne auffallend entspannt hatte. Seit ich in Hamburg lebe, nehme ich die Schweiz anders wahr. Positiver – nicht nur, aber vor allem. Räumliche Distanz schafft Milde.

## Entsetzen vor meinem Heimat-Bild

Für die erste patriotische Aufwallung hatte die deutsche Politik gesorgt. Die Hektik, mit der hier auf Statements von Politikern reagiert wird, erschreckte mich. Innert Wochen werden aus Parolen Regierungsinstrumente, wird aus Polittheater Realität. Was ich als reformbesessener Schweizschweizer noch verflucht hatte, lernte ich als Auslandschweizer plötzlich schätzen: die Behäbigkeit und die unaufgeregte Konkordanz, die es ermöglichen, Probleme langfristig anzugehen. Strategien müssen nicht nach der nächsten Anne-Will-Show über den Haufen geworfen werden. Die Schweiz: ein entspanntes Land.

Kürzlich sah ich mich gezwungen, meine in der Ferne gewachsene Liebe zu prüfen. Die Redaktoren dieses Magazins bateten mich um einen Essay, geschrieben aus der Sicht des Ausgewanderten. Leidenschaftlich sagte ich zu. Aus meiner Zuneigung zur alten Heimat knetete ich Wörter und Sätze. Doch als ich am Ende das Resultat betrachtete, wuchs in mir Entsetzen. Der Text, der vor mir lag, mein eigener, war Beleg dafür, dass ich nach 15 Jahren

drauf und dran war, mein Land nicht mehr zu kennen. Als einzige Abstimmung war mir das Plebisitz über das Minarettverbot in den Sinn gekommen, ich hatte mich über Blocher aufgeregt (der längst nicht mehr jene dominante Rolle spielt, die ich ihm aus der Ferne zugeschrieben hatte), und ich hatte den Schweizer Fussball bejubelt, ohne eine Ahnung davon zu haben, wer in der Super League gerade vorne liegt.

So weit ist es mit mir gekommen. Früher ärgerten mich Deutsche, sobald ich sie über die Schweiz reden hörte. Alle waren mal «dort in Urlaub» und haben «Freunde in der Schweiz» – die alle «nett» sind und ein «lustiges Schwiizerdütsch» sprechen. Mehr Wissen ist selten. Sie lieben die Schweiz ohne Ahnung. Fragt man sie nach dem politischen System der Schweiz, dann sagen sie: «Demokratie». Die Namen der Parteien kennt keiner. Nun entdeckte ich plötzlich verblüffende Parallelen zwischen der deutschen Sicht und meiner. Wen kenne ich noch in der Schweiz ausser Freunden? Und wie steht es um mein Wissen? Als meine Tochter kürzlich die Hauptstädte der deutschen Bundesländer lernte, brachte ich parallel die Hauptorte der Kantone zusammen. Doch bei der Aufzählung der Bundesräte musste ich nach vier Namen bereits passen.

## Metamorphose zum Liebhaber

Vor Jahren hatte Schweiz Tourismus meine Stadt Hamburg heimgesucht. Damals interpretierte ich die Präsentation schweizerischen Brauchtums als etwas Spielerisches. Ich machte mit bei dem ausgesteckten Parcours, rollte Käselaibe, schoss mit der Armbrust und spuckte erfolgreich Kirschkerne zwölf Meter weit. Doch heute stelle ich bestürzt fest, dass ich mich aus dem Klammergriff des helvetischen Auslandmarketings nie mehr habe befreien können. Denk ich an die Schweiz am Tag und in der Nacht, sehe ich Eiger, Mönch und Jungfrau. Die Schuld für meine Ignoranz muss ich mir selber zuschieben. Seit dem Weggang habe ich aufgehört, mich an der Demokratie zu beteiligen. Die Angelegenheiten, über die ich abstimmen könnte – sie sind so weit weg. Mildernder Umstand: Mir und den Deutschen wird es auch nicht leicht gemacht. Schweizer Fernsehen wird hier nicht übertragen – abgesehen von «10vor10» um Mitternacht auf 3-Sat (mit Untertiteln). Aus deutschen Medien erfährt man über die Schweiz primär dann etwas, wenn es Deutschland direkt betrifft (Steuerhinterziehung/Bankgeheimnis). Oder wenn es kurios genug ist, damit man sich über die hinterwäldlerischen Bergler lustig machen kann: Schwingen, Kuhkämpfe und Puffcontainer.

Ich ahne, worin die Ursache meiner patriotischen Liebe liegt. Als Unbeteiligter kann ich ungehindert die Vorteile der direkten Demokratie preisen, ohne mich über die Folgen eines Abstimmungsresultats in der alten Heimat aufregen zu müssen: Minarettverbot? Kann ich nichts für! Genauso schenke ich es mir, mich am Alltag der Integrationspolitik aufzureiben. Stattdessen kann ich mich unbeschwert über die Erfolge der Fussballnation freuen und mit den Deutschen zusammen lachen, wenn sie mir gratulieren, weil sich Albanien I (die Schweiz) mit einem Sieg über Albanien II für die WM in Brasilien qualifiziert hat.

Meine Metamorphose zum Liebhaber ist fast abgeschlossen. Das Ausland hat mich zum Ausländer gemacht. Ich liebe die Schweiz, weil ich endlich deutsch geworden bin. □

**Urs Willmann** ist Wissenschaftsredaktor der Wochenzeitung «Die Zeit». Vor 15 Jahren wanderte er mit seiner Familie nach Hamburg aus. Sein Zürcher Dialekt hat noch keinen nennenswerten Schaden genommen.

# «Frauen setzen oft andere Prioritäten»

Elisabeth Kopp, die erste Bundesrätin der Schweiz, über den Wandel der hiesigen Identität, ihr eigenes Wertesystem und das Selbstbewusstsein der heutigen Politikerinnen.

Interview: Regula Brechbühl



«Mir war immer wichtig, dass ich am Abend in den Spiegel schauen und mir treu bleiben konnte.» Elisabeth Kopp.

**S**ie haben als erste Juristin an der Zürcher Fakultät summa cum laude abgeschlossen, waren die erste Gemeindepräsidentin der Deutschschweiz, die erste Bundesrätin der Schweiz. Was hat Sie dazu gebracht, diese Vorreiterrollen einzunehmen?

Vermutlich war ich unbewusst durch das Vorbild meiner Eltern geprägt: Meine Mutter war trotz eines grossen Haushalts, in dem während des Krieges auch Kinder aus kriegsgeschädigten Ländern Unterschlupf fanden, Mitbegründerin eines Kindergartens und Präsidentin des Kindergartenvereins. Die Initiative war nötig, weil es damals in unserer Wohngemeinde Muri bei Bern keinen Kindergarten gab. Mein Vater stand im Bundesdienst als Direktor der Eidgenössischen Finanzverwaltung. Er blieb dem öffentlichen Dienst treu, trotz lukrativer Angebote aus der Privatwirtschaft. Die Aufgabe war ihm wichtiger als die Entschädigung. Als Kind und Jugendliche diskutierte ich sehr viel mit ihm, auch über Politik. Als begeisterteres Mitglied haben mich auch die Ideale der Pfadfinder geprägt: Verantwortung übernehmen, andern helfen, Gutes tun. Das Studium der Rechtswissenschaft ergriff ich, weil ich ursprünglich Jugandanwältin werden wollte. Und ich setzte mich 1971 für das Frauenstimmrecht ein. Nicht weil ich in die Politik wollte, sondern aus Gründen der Gleichberechtigung. Als man mich von einer initiativen Frauengruppe in Zumikon 1970 für eine Kandidatur in den Gemeinderat gewinnen wollte,

## Biografie

Elisabeth Kopp, 77, war die erste Bundesrätin der Schweiz. Ihr Amt in der Landesregierung übte sie von 1984 bis 1989 aus. Die FDP-Politikerin, einst eine begabte Eiskunstläuferin, wuchs in Bern auf und studierte in Zürich Rechtswissenschaften. Ihre politische Karriere begann Mitte der fünfziger Jahre mit dem Eintritt bei der Schweizerischen Vereinigung der Freisinnig-Demokratischen Frauen (später FDP-Frauen Schweiz). 1974 wurde Elisabeth Kopp die erste Gemeindepräsidentin der Deutschschweiz (Zumikon) und schaffte 1979 den Sprung in den Nationalrat. Bald darauf wurde sie Vizepräsidentin der FDP Schweiz, 1984 wählte sie die Vereinigte Bundesversammlung in den Bundesrat. Ein Skandal im Herbst 1988 beendete ihre Amtszeit vorzeitig: Sie hatte ihren Mann, Hans W. Kopp, über Steuervorwürfe informiert; diese richteten sich gegen eine Firma, bei der er im Verwaltungsrat sass. Unter grossem Mediendruck trat Elisabeth Kopp zurück, obwohl sie stets ihre Unschuld beteuerte und das Bundesgericht sie später vom Vorwurf der Amtsgeheimnisverletzung freisprach. Elisabeth Kopp hat eine Tochter und lebt in Zumikon. Hans W. Kopp ist 2009 verstorben.

## Das Buch

Die Kopps. Kein Ehepaar hat die Schweizer Öffentlichkeit stärker elektrisiert als Elisabeth und Hans W. Kopp. Sie waren Kinder des Kalten Krieges und lebenslänglich ein Liebespaar. Sie stiegen auf in die höchsten beruflichen und gesellschaftlichen Sphären des Landes. Zwei Leben, ein Schicksal. *Sie:* nach der Einführung des Frauenstimmrechts erste Gemeindepräsidentin der Deutschschweiz, erste Bundesrätin der Schweiz. *Er:* Wanderer zwischen den Welten, Starwirtschaftsanwalt, Universitätsdozent, Oberst im Generalstab, «Medienpapst», Sachbuch- und Belletristikautor. Dann, am 27. Oktober 1988, ein verhängnisvolles Telefonat zwischen den beiden Ehepartnern. Der Sturz. Die gesellschaftliche Vernichtung. Zusammen blieben sie trotzdem.



René Lüchinger  
**Elisabeth Kopp**  
Zwei Leben –  
ein Schicksal.  
Aufstieg und Fall  
der ersten Bundesrätin  
der Schweiz

ca. 248 Seiten, Pappband mit Schutzumschlag, ca. CHF 39.– / ca. € 34,-  
Erscheint im Dezember 2013  
978-3-7272-1253-6

konnte ich schlecht Nein sagen und wurde zu meiner eigenen Überraschung und ohne meine eigene Stimme gewählt.

### *Haben diese Pionierrollen Sie verändert?*

Nicht grundsätzlich. Aber ich habe realisiert, wie wichtig die Mitsprache der Frauen ist. Und zwar nicht, weil sie alles gleich gut können wie Männer oder sogar besser, sondern weil sie einen anderen Erfahrungshintergrund haben und entsprechend oft andere Prioritäten setzen. Mein Ziel war immer, die mir übertragenen Aufgaben gut zu erfüllen und dadurch weiteren Frauen den Weg zu ebnen.

### *Ihrer politischen Karriere wurde Anfang 1989 durch verschiedene Anschuldigungen ein jähes Ende gesetzt. Monatelang standen Sie im Fokus der Öffentlichkeit, obwohl Sie dann im Februar 1990 vom Bundesgericht vom Vorwurf der Amtsgeheimnisverletzung freigesprochen wurden. Was ging während dieser Zeit in Ihnen vor?*

Es war die mit Abstand schlimmste Zeit in meinem Leben. Wenn der eigene Ruf zerstört wird, ist das eine Katastrophe. Für mich war die Wehrlosigkeit das Allerschlimmste. Dazu ein Beispiel: Kurz nach meinem Rücktritt gab ich ein Interview, das zwar korrekt erschien, jedoch in fetten Buchstaben den Titel trug: «Immer noch schönfärberisch und einsichtslos». Das verletzte mich sehr.

### *Wie sind Sie damals mit der Situation umgegangen?*

Ich schrieb ein Buch, machte in Florenz ein Nachdiplomstudium für Europarecht und Menschenrechte und arbeitete im Anwaltsbüro meines Mannes. Wir nahmen meinen über 90 Jahre alten Vater bei uns auf, dazu zwei junge Menschen aus dem vormaligen Jugoslawien und ermöglichten ihnen ein Studium in der Schweiz. Wir haben eine wunderbare Tochter, die uns drei reizende und tüchtige Enkelinnen schenkte. All das wurde mir wichtiger als meine politische Arbeit, obwohl es auch sehr befriedigend war, wenn ich durch meine Tätigkeit etwas zum Positiven verändern konnte.

### *Wenn Sie heute die Zeitung aufschlagen, worüber freuen und ärgern Sie sich am meisten?*

Es ärgert mich, wenn ohne Recherchen und Befragung der Betroffenen Unwahres

publiziert wird und Prozesse nötig werden, um Richtigstellungen zu erzwingen. Und ich freue mich immer, wenn ich etwas Positives lesen kann – und sei die Meldung noch so klein.

### *Wie nehmen Sie den Wandel der Schweizer Identität wahr? Hat sich etwas verändert über die Jahre? Und wie liberal ist die Schweiz heute?*

Zur Identität unseres Landes gehört unverändert die Viersprachigkeit und das friedliche Nebeneinanderleben verschiedener Religionen. Hingegen hat die Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen, stark abgenommen. So wird jedes Detail geregelt und damit auch viel liberales Gedankengut preisgegeben.

«Ich setzte mich für das Frauenstimmrecht ein. Nicht weil ich in die Politik wollte, sondern wegen der Gleichberechtigung.»

### *Die Schweiz gehört global zu den wettbewerbsfähigsten Volkswirtschaften. Viele beklagen diese Entwicklung aber auch, weil Schweizer Werte darunter leiden. Ist die Globalisierung für die Schweiz Fluch oder Segen?*

Die Schweiz war noch im 19. Jahrhundert ein armes Land mit zahlreichen Auswanderern. Wir haben außer Wasser keine Rohstoffe, unseren Wohlstand verdienen wir mit Arbeit und Einsatz. Die Schweiz hat heute beispielsweise pro Kopf die meisten Patente, auch dank den stabilen politischen Verhältnissen bleibt sie wettbewerbsfähig. Dazu müssen wir Sorge tragen. Es ist müssig, sich den Kopf über Segen oder Fluch zu zerbrechen, zumal die Globalisierung nun einmal da ist und deutlich macht, dass unsere Landesgrenzen nicht das Ende der Welt sind. Ich betrachte nicht die Globalisierung als eine Gefahr für die Schweiz, sondern eine sich einschleichende Mentalität, die materiellen Werte über alles zu stellen und zuerst an sich selbst zu denken. Mit dieser Mentalität gefährden wir die Wettbewerbsfähigkeit mehr, als es die Globalisierung je tun könnte.



Am 2. Oktober 1984 wählte die Vereinigte Bundesversammlung Elisabeth Kopp im ersten Wahlgang mit 124 von 244 Stimmen als erste Frau in den Bundesrat.



Die erste Gemeindepräsidentin der Deutschschweiz 1978 in ihrem Büro in Zumikon.

*Welche Werte waren Ihnen als Politikerin am wichtigsten? Wären das heute andere?*

Meine Werte und Orientierungshilfen sind in meinem Leben stets die gleichen geblieben. Sie wurden einfach durch Erfahrungen bereichert. Am wichtigsten war mir, dass ich am Abend in den

«Zur Identität der Schweiz gehört die Viersprachigkeit und das friedliche Nebeneinanderleben verschiedener Religionen.»

Spiegel schauen konnte, mir also treu blieb und mich nicht verstehen musste. Ich befand mich allerdings in einer privilegierten Situation, weil ich unab-

hängig war: keiner Lobby verpflichtet, in keinem Verwaltungsrat.

*Wird heute in der Schweiz Frau und Politik weniger als Gegensatz empfunden als zu Ihrer Zeit?*

Ja, auf jeden Fall. Ob Gemeinde, Erziehungsrat oder Bundesrat: Als überall erste und einzige Frau habe ich damit zu kämpfen gehabt, dass sich meine männlichen Kollegen – besonders im Bundesrat – Widerspruch oder klare Anweisungen von einer Frau nicht gewohnt waren. Das wäre heute ganz anders.

*Es würde also leichter gehen?*

Bestimmt. Man hat sich an Frauen in solchen Positionen gewöhnt, die Frauen sind selbstbewusster geworden und legen Wert auf eine gute Ausbildung. Heute sind 51 Prozent der Studienabgänger weiblich. Allerdings sehe ich die Situation in der Politik, die auf Frauenstimmen angewiesen ist, besser als in der Wirt-

schaft, besonders in den Teppichetagen, wo sich nach meinem heutigen Wissensstand nur gerade 4,5 Prozent Frauen finden. So würde ich es heute beispielsweise als Pluspunkt für ein Unternehmen betrachten, wenn es sich auch durch eine Lohngleichheit zwischen Mann und Frau auszeichnen würde. Meine Haltung dazu ist und bleibt aber immer die gleiche: Man muss primär die Qualifikationen einer Person und nicht ihr Geschlecht anschauen. Es muss genauso möglich sein, dass eine Frau CEO in einem grossen Unternehmen wie ein Mann auch Kindergartenarbeiterin sein kann.

*Würden Sie in der heutigen Zeit als Bundesrätin kandidieren?*

Ja. Da besteht kein Zweifel. □

Das Interview wurde am 28. Oktober 2013 geführt.



*Caran d'Ache* macht seit 1924 gute Mine zum schönen Spiel – von Farbstiften für Kinder bis Schreibwaren für Edelfedern. Dieses Motiv wurde schon Ende der zwanziger Jahre verwendet, hauptsächlich als Anzeige in Zeitschriften.

# Confoederatio Helveticash

Die Marke Schweiz ist Gold und Silber wert: Steht bei einem Produkt «Swiss Made» drauf, zahlt die Kundschaft gern auch ein bisschen mehr. Allerdings erwartet sie auch ein bisschen mehr.

Von Andreas Christen, Philipp Hänggi und Damian Künzi

Die Identität im Sinne der kulturellen Herkunft wird in Zeiten der Globalisierung, die viele als gleichmachend empfinden, immer wichtiger. Kein Wunder, erlebt das «Schweizerische» seit einigen Jahren ein modisches Comeback. Anfang der neunziger Jahre in gewissen Kreisen noch belächelt, stehen «Swissness» und «Swiss Made» hierzulande wieder hoch im Kurs. Dieser Trend zeigt sich nicht nur in einem gesteigerten Interesse an traditionellem Kulturgut wie dem Schwingfest oder einer höheren Fahnen-dichte an Spielen der Schweizer Fussball-Nati. Auch Unternehmen springen vermehrt auf den Swissness-Zug auf. Die Anzahl Marken mit dem Zusatz «Schweiz», «Swiss» oder ähnlich Helveti-schem hat sich gemäss dem Eidgenössi-schen Institut für geistiges Eigentum zwi-schen 2000 und 2010 mehr als vervierfacht. Das ikonische Schweizerkreuz prangt längst nicht mehr nur auf dem Victorinox-Sackmesser.

## Schweizer Uhren ticken teurer

Das grosse Interesse an der Marke Schweiz beruht nicht ausschliesslich auf einer wieder entdeckten Heimatliebe. Viele Schweizer Firmen setzen gewinnbringend auf die Globalisierung, um dem engen Heimatmarkt zu entkommen. Dabei haben sie gemerkt: Swissness zahlt sich aus. Studien belegen, dass Schweizer Erzeugnisse zwar als teuer gelten, die Zahlungsbereitschaft für bestimmte Produkte jedoch weltweit überdurchschnittlich gross ist. So sind Konsumenten bereit, für Schweizer Schokolade durchschnittlich knapp einen Dritteln mehr zu bezahlen als für Schokolade ohne Herkunftsbezeichnung. Bei Luxusuhren beträgt der Swissness-Bonus 50 Prozent, in gewissen asiatischen Ländern so-

gar deutlich mehr. Insgesamt, so schätzen Studien, generiert die Marke Schweiz jährlich Zusatzerlöse in der Grössenordnung von mindestens einem BIP-Prozent.

Wenig überraschend führt die ökonomische Attraktivität der Marke zu Trittbrettfahrern. Verschiedene Firmen preisen ihre Produkte als «Swiss Made» an, obwohl die Herstellung in erster Linie oder ausschliesslich im Ausland stattfand.

## Mehr Schutz für «Swiss Made»

Dies birgt die Gefahr einer Verwässerung der Marke, wodurch die Hersteller echter Schweizer Produkte und die Volkswirt-schaft Schaden nehmen. Daher hiess das Parlament nach mehrjährigem Feilschen im Juni 2013 die Swissness-Vorlage gut, die den Gebrauch der Marke Schweiz regelt und sie besser schützt. Wenn eine Firma einen Markenzusatz im Sinne von «Swiss Made» verwenden will, müssen bei Industrieprodukten mindestens 60 Prozent der Herstellungskosten, inklusive Forschung und Entwicklung, in der Schweiz anfallen. Bei Nahrungsmitteln müssen 80 Prozent des Gewichts aus Schweizer Erzeugnissen stammen, Milchprodukte müssen zu 100 Prozent helvetisch sein.

Was sich «Swiss Made» nennen darf, ist also gesetzlich festgelegt und folgt strengen technischen Kriterien. Für den Erfolg von «Swiss Made» reichen aber ein paar Seiten Gesetzestext nicht aus. Wie bei jeder anderen Marke auch sind die mit «Swiss Made» verbundenen Werte wie Zuverlässigkeit, Tradition und Exklusivität untrennbar mit den Produkten verknüpft. Nur wenn diese den hohen Ansprüchen genügen, lässt sich die Markenbotschaft glaubwürdig und erfolgreich vermitteln. Dies zeigt sich sehr schön am Beispiel der Uhrenindustrie.

Besonders mechanische Uhren im gehobe-nen Segment gelten in aller Welt als ur-schweizerisches Produkt mit Werten wie Präzision, Qualität und Design. Dies ist nicht selbstverständlich; Länder wie Frankreich und Deutschland können ebenfalls auf eine Uhrmachertradition verweisen, und die Wurzeln einiger Schweizer Uhrenmarken liegen im Aus-land. Die hervorragenden Rahmenbedin-gungen und die Handwerkskunst der hie-sigen Arbeiter führten dazu, dass sich in der Schweiz im Lauf des 19. Jahrhunderts ein Uhrencluster entwickelte.

Bahnbrechende Innovationen trugen das Ihre dazu bei, dass sich die Schweiz an die Spitze der globalen Uhrenindustrie setzte: Rolex etwa konstruierte 1926 das erste wasser- und staubdichte Gehäuse, ge-nannt «Oyster». Dass eine solche Schweizer Uhr beim Durchschwimmen des Ärmelkanals 1927 hautnah dabei war, verhalf dem Produkt und dem Image der Industrie massgebend zum Erfolg. 1960 befestigte der Schweizer Forscher Jacques Piccard eine Rolex an seinem U-Boot, mit dem er zum Marianengraben hinabtauchte. Ome-ga wiederum hat sich mit der ersten Uhr, die auf dem Mond getragen wurde, in die Geschichtsbücher eingetragen.

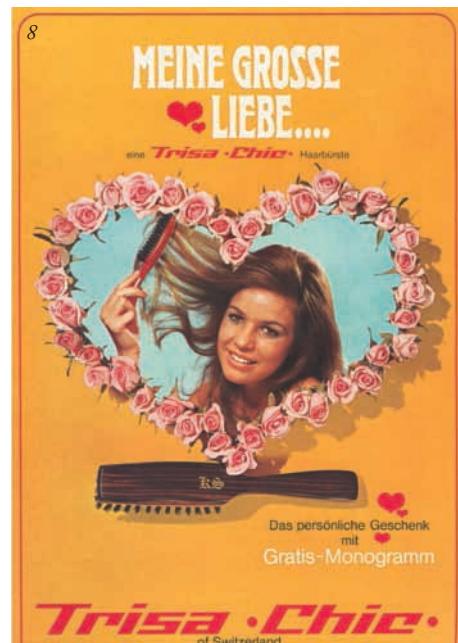
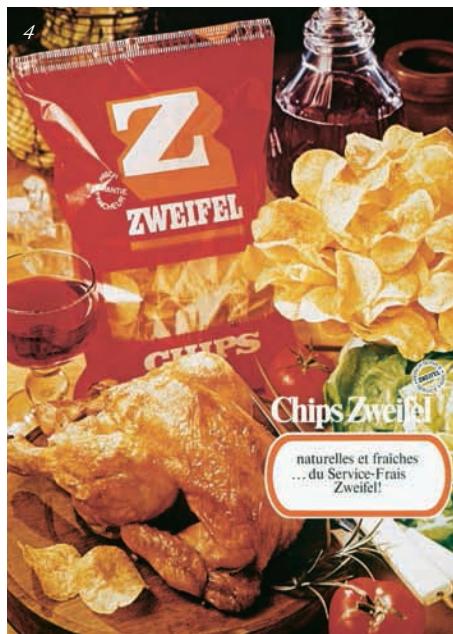
## Der Preis der Vorschriften

Uhren aus der Schweiz haben über die Jah-re eine immense Reputation erlangt, was auf das Label «Swiss Made» abgefäßt hat und dieses quasi zur Pflicht macht, insbesondere für mechanische Uhren und solche aus dem gehobenen Segment. Auch ausländische Traditionsmarken wie die italienische Officine Panerai oder die amerikanische Hamilton produzieren heute in aller Selbstverständlichkeit hierzulande.

Die strengen Anforderungen von «Swiss Made», die mitten in der Uhren- >

### Schweizer Traditionsfirnen im Bild

Viele Schweizer Marken – nicht nur Toblerone oder Ovomaltine – sind international bekannt oder zumindest im eigenen Land nicht wegzudenken. Die meisten schauen auf eine lange Geschichte zurück. Das Bulletin hat einige Firmen gebeten, in ihrem Archiv nach alten Bildern, Illustrationen und Filmen zu suchen. Eine nostalgische Auswahl sehen Sie auf diesen Seiten.



1 Emmentaler ist im Ausland das Synonym für Schweizer Käse. Unvergesslich die Schweizer Skifahrer im Käsedress, hier Paul Accola (links) und Franz Heinzer bei der Präsentation 1992.

2 Wisa Gloria produziert seit über 130 Jahren Spielsachen und hält sich trotz turbulenter Firmengeschichte jung. Katalog 1965.

3 Kambly war 1910 eine Dorfbäckerei im Emmental, heute wird das Gebäck international vertrieben. Alle drei Generationen von Firmenchefs heißen Oscar Kambly – auch das ist Traditionsbewusstsein. Werbung von 1951, die in der Kulturzeitschrift «Du» das Butterfly als das dünnste Feingebäck der Welt bewirbt.

4 Zweifel und Chips sind in der Schweiz ein fast unzertrennliches Wortpaar. Das Knusperhaus ist ein Familienunternehmen. Die Werbung stammt aus Mitte/Ende der 1960er Jahre.

5 Möbel Pfister prägt seit 1882 die Ästhetik von helvetischen Haushalten und hilft mit, dass trotz Ikea & Co. die Schweiz nicht mit Schweden verwechselt wird. Katalog von 1961.

6 Zimmerli ist Unterwäsche seit 1871, die man eher zeigt als versteckt – so wie es etwa Nicole Kidman im Film «Eyes Wide Shut» tat.

7 Victorinox zeigt der Welt seit 1884, dass die Schweiz a) ein messerscharfes Land ist und b) eine Armee hat. Das legendäre «Original Swiss Army Knife» ist heute ein Teil einer breiten Palette an Produkten. Briefmarke 2006.

8 Trisa produziert täglich über eine Million Zahnbürsten, hinzu kommen u.a. Haushalt- und Haarbürsten oder Accessoires. Der Zahn der Zeit strahlt konstant: von derselben Familie seit vier Generationen geführt. Werbung 1975.

krise 1971 in einer Branchenverordnung festgeschrieben wurden und mit der Swissness-Vorlage des Bundes verschärft werden, fördern so die geografische Konzentration in einem Ausmass, die der Globalisierung und ökonomischen Gesetzmässigkeiten entgegenläuft. Wegen der «heimatschützerischen» Definition von Mindestwertschöpfungsanteilen müssen gewisse Arbeitsschritte, in denen die Schweiz Wettbewerbsnachteile hat, hierzulande getan werden (zum Beispiel Armbandproduktion). Mit den strengerden Vorschriften der Swissness-Vorlage verschärft sich dies, was besonders den Uhrenfirmen im günstigeren Preissegment, die stärker auf die Produktionskosten achten müssen, Kopfzerbrechen bereitet. Die Möglichkeit, dem Endprodukt den Stempel «Swiss Made» aufzudrücken, dürfte aber die Anstrengungen rechtfertigen, gewisse Produktionsschritte in die Schweiz zu holen.

#### Clooney ist kein Schweizer

Neben der Uhrenindustrie profitieren auch andere Branchen vom Swissness-Bonus, darunter typisch helvetische Produkte wie Schokolade und Käse. Trotz der Stärke der Marke Schweiz ist sie kein Patentrezept. So lässt sich Swissness im Business-to-Business-Bereich wie dem Maschinenbau nur sehr beschränkt in monetäre Werte umwandeln.

Auffällig ist: Viele global erfolgreiche Schweizer Firmen aus der Spartenindustrie, zum Beispiel in der Pharma- oder Medtechbranche, setzen kommunikativ kaum auf Swissness. Auch in der Konsumgüterbranche, die ansonsten stark auf das Label «Swiss Made» setzt, gibt es Ausnahmen. Bei Nespresso-Kapseln denken die Konsumenten zuallererst an George Clooney – und kommen dabei kaum auf die Idee, dass es sich weitgehend um ein Schweizer Produkt handelt. Tatsächlich zeigen internationale Umfragen, dass Schweizer Produkte vergleichsweise wenig mit Innovation und Avantgarde in Verbindung gebracht werden.

Damit Konsumenten und Abnehmer in aller Welt künftig auch solche Attribute mit «Swiss Made» in Verbindung bringen, ist zu hoffen, dass auch Branchen wie IT, Pharma, Forschung und Bildung künftig stärker auf Swissness setzen.

**Andreas Christen, Philipp Hänggi und Damian Künzi** arbeiten beim Swiss Industry Research der Credit Suisse.

# Perlen der Wirtschaft

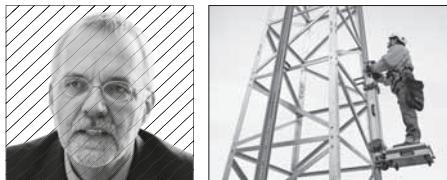
99,7 Prozent aller Firmen in der Schweiz sind KMU.  
Drei Beispiele für typisch helvetische Arbeitskunst.

Von Claudia Hager und Simon Brunner

## Die Innovativen

### HIGHSTEP SYSTEMS AG, ZÜRICH

*Entwicklung und Vertrieb von  
Steig- und Liftsystemen*



FÜHRUNG: *Andreas Maurer*

GRÜNDUNGSJAHR: 2007

BESCHÄFTIGTE: 10

[www.highstepsystems.com](http://www.highstepsystems.com)

[www.svc-risikokapital.ch](http://www.svc-risikokapital.ch)

«Es gibt keinen Grund, weshalb heute noch jemand auf 80 oder 100 Meter hohe Masten klettern müsste», sagt Andreas Maurer, 58, Gründer und Geschäftsführer der HighStep Systems AG. «Mit unseren Systemen haben wir risikofreie Alternativen geschaffen.»

Der Sicherheitsgedanke ist für Maurer essenziell, entstand die Idee zur Firmengründung doch, als sein Vater vor zehn Jahren bei der Kirschernte von einer Leiter fiel. «Wir fragten uns, weshalb es eigentlich keine sicheren Leitern gibt, obwohl viele Menschen Arbeitsplätze in luftigen Höhen erreichen müssen», erzählt der Diplomingenieur. Aus diesen Überlegungen entstand 2007 HighStep Systems und kurz darauf ein mechanisches Steigsystem, das sicherer ist als eine herkömmliche Leiter – und ergonomische Vorteile bietet: Der Monteur steht jederzeit aufrecht, er kann seine Schrittgrösse selber wählen und gefahrenlos Ruhepausen einlegen.

Das Herzstück der HighStep-Systeme bildet eine Aluminiumschiene, die fix und über die gesamte Höhe mit dem Bauwerk verbunden wird. In diese Schiene hängt der Techniker das mobile Steiggerät ein – entweder das Basismodell für den mechanischen Selbstaufstieg oder den Lift.

Bei Letzterem handelt es sich um den weltweit ersten tragbaren Lift; HighStep Systems leistet Pionierarbeit in bester Schweizer Ingenieurtradition.

Anwendungsgebiete für die Steig- und Liftsysteme gibt es reichlich, von Kränen und Strommasten über Hochregallager zu Windtürmen und Schächten. «Wir sind die Einzigsten, die bereits existierende Bauten mit Liften nachrüsten können», so Maurer. Damit bearbeitet HighStep Systems einen attraktiven Markt: Alleine in Europa stehen über eine Million Hochspannungsmasten und rund 100 000 Windturbinen.

Noch vielversprechender wird das Potenzial, denkt man in grösseren Dimensionen. Trotz der jungen Firmengeschichte hat das zehnköpfige Unternehmen bereits erfolgreich ins Ausland expandiert, zunächst innerhalb Europas, seit letztem Jahr nach China und Indien. «Wir sind am Ausbau des indischen 4G-Mobilnetzes beteiligt und rüsten Tausende von Telekommunikationsmasten mit unserem Schienensystem aus», sagt der Geschäftsführer. «Auf diesen Auftrag sind wir besonders stolz, zeigt er doch, dass man mit einem Schweizer Produkt im Ausland Chancen hat – solange man innovativ ist.»

Innovation hat im Unternehmen folglich einen hohen Stellenwert. Stillstand gibt es nicht, ständig wird an Produkten gefeilt, über neue Anwendungsmöglichkeiten sinniert. In einem Jahr etwa soll ein via Tablet oder Smartphone bedienter Roboter lanciert werden, der als Materialtransporter dienen oder, mit Kameras ausgerüstet, bestimmte Überwachungsfunktionen wahrnehmen kann.

Obwohl das Unternehmen wie die meisten Schweizer KMU den starken Franken und die Rezessionsängste seiner Kunden spürt, blickt Maurer zuversichtlich nach vorne: «Kurzfristig dürfte das Umfeld schwierig bleiben, längerfristig aber werden der wachsende Sicherheitsanspruch und der bevorstehende globale Infrastrukturausbau unsere Umsätze steigen lassen.» >

## Die Präzisen

### MPS MICRO PRECISION SYSTEMS AG, BIEL

Mikrotechnologie



FÜHRUNG: *Nicola Thibaudeau*

GRÜNDUNGSJAHR: 1936

BESCHÄFTIGTE: 350

[www.mpsag.com](http://www.mpsag.com)

Zum Suchbegriff «Swiss Precision» liefert Google 340 000 Resultate. Wie erwartet wird Genauigkeit als eine wichtige Schweizertugend wahrgenommen – weit vor der Pünktlichkeit («Swiss Punctuality»: 10 900) und der Verschwiegenheit («Swiss Discretion»: 2500).

Eine Firma, die zum guten Image der Schweizer Präzision beiträgt, ist Micro Precision Systems AG, kurz MPS. Der Bieler Betrieb stellt winzige Bestandteile her: millimeterkleine Kugellager, Spinal-Schrauben, Mikrodosierungspumpen, Führungslager.

Nicola Thibaudeau, die Chefin von MPS, erklärt: «Wir bauen winzige Teilchen, die 100-prozentig stimmen müssen.» MPS erzielt heute zwei Drittel des Umsatzes im Ausland, die Kundenprofile haben aber viel mit der Region zu tun, sie gehen auf die ortsansässigen Uhrenhersteller und Hightech-Betriebe zurück. Die Firma wurde 1936 gegründet und erlangte als Miniaturwälzlager AG einige Berühmtheit, als sie den kleinsten kommerziell erhältlichen Elektromotor der Welt herstellte.

Seit 2003 gehört MPS zur deutschen Faulhaber-Gruppe, der Motorenbau ist an eine andere Firma der Gruppe weitergegeben worden. Nicola Thibaudeau, 53, richtete MPS konsequent auf die Präzisionstechnik aus: «Mein Lieblingsprodukt ist eine winzige Dosierpumpe», sagt sie. Nach der Implantation unter die Haut gibt die Pumpe kontinuierlich Medikamente ab. «Dieses kleine Apparätschen rettet Leben.»

Nicola Thibaudeau ist in Quebec aufgewachsen und hat an der Universität von Montreal Maschinenbau studiert. 1990 zog sie aus beruflichen Gründen in

die Schweiz, heute ist sie neben ihrem CEO-Posten auch im Verwaltungsrat der Post. Die Zeitung «24 heures» schreibt in einem Porträt, Nicola Thibaudeau sei eine Macherin und ein Schwergewicht der Industrie: «Mit ihr haben die Angestellten das grosse Los gezogen.»

Unter ihrer Führung wurde MPS modernisiert, hat den Umsatz verdoppelt und über hundert Arbeitsplätze geschaffen. Gegenwärtig beschäftigt sich die Kanadierin mit der Integration einer Akquisition aus dem Berner Jura. Über die Schweiz sagt sie: «Das Niveau hier ist unglaublich hoch. Ich war von Anfang an beeindruckt von der technologischen Kompetenz unserer Mitarbeiter.»

## Die modernen Traditionalisten

### SANDRO VANINI AG, RIVERA TI

Veredelung von Früchte-Spezialitäten



FÜHRUNG: *Beatrice Fasana Arnaboldi*

GRÜNDUNGSJAHR: 1960

BESCHÄFTIGTE: 45

(in der Hauptsaison bis zu 70)

[www.sandrovanini.ch](http://www.sandrovanini.ch)

Über den Ursprung der Marron Glacé kursieren viele Geschichten, gesichert ist, dass schon der Koch von Louis XIV (1638–1715) Marroni in Zuckerwasser aufkochte. Auch in der Literatur gibt es Marron-Glacé-Fans: Die Titelheldin in der «Kameliedame» (1848) von Alexandre Dumas (dem Jüngeren) liess sich ausschliesslich mit Marrons Glacés beschenken.

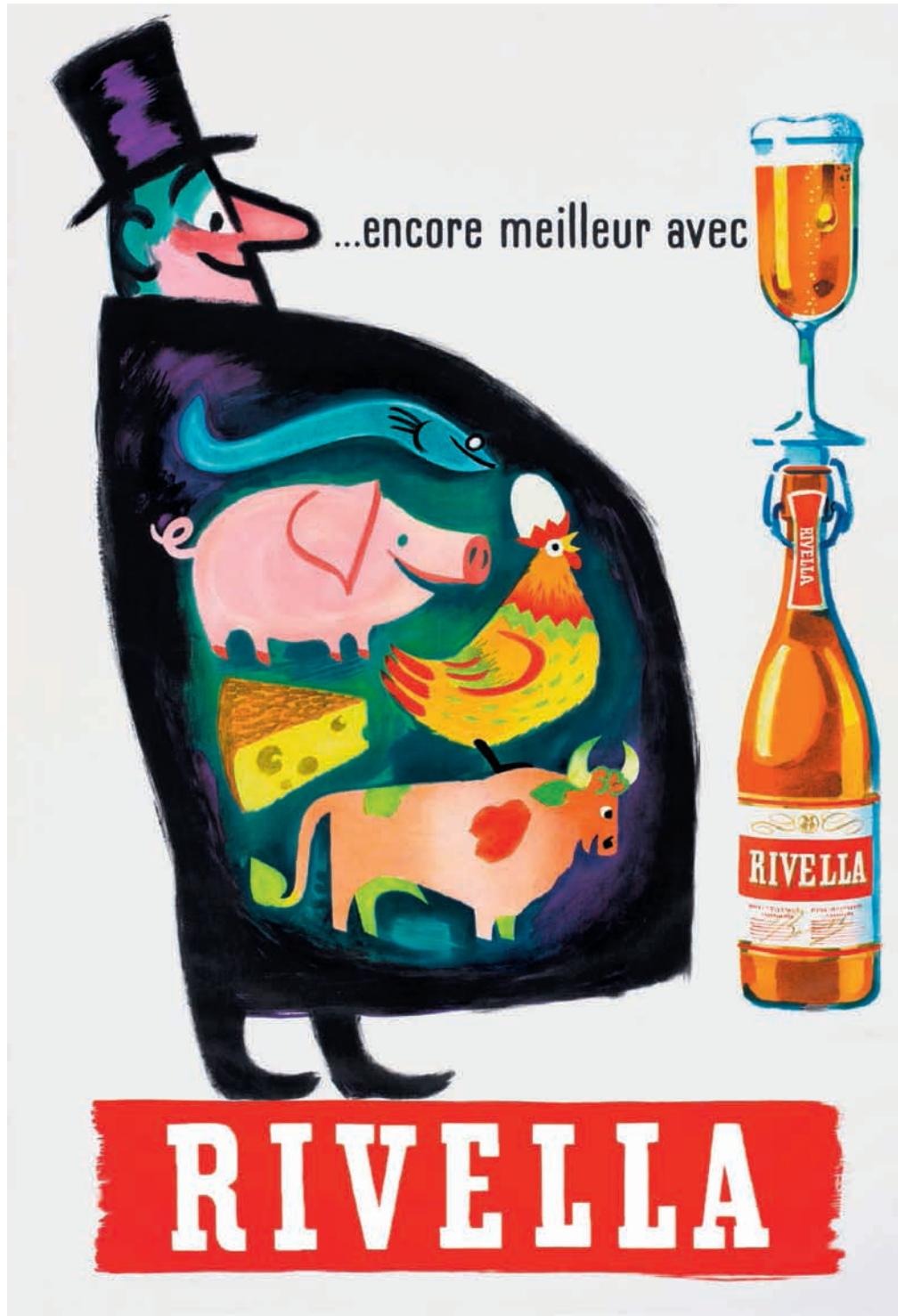
Wer sich in der Schweiz eine Zucker-Marroni in den Mund steckt, geniesst mit grosser Wahrscheinlichkeit ein Produkt von Sandro Vanini. Die Marrons Glacés gab es nicht nur als Delikatesse am französischen Hof, sondern sie gelten auch als Tessiner Spezialität. Schon lange ist die Familie Vanini in der Marroni-Veredelung tätig: 1871 erwarb der Grossvater die Konditorei-Confiserie Offelleria San Carlo in

Lugano, er legte den Grundstein für das Kastanien-Imperium. 1904 übernahm der Vater, er führte die Produktion von Marrons Glacés in der Schweiz ein. 1960 schliesslich gründete der Sohn die nach ihm benannte Firma «Sandro Vanini SA», spezialisiert auf die Veredelung von Früchten, unter anderem das Kandieren von Marroni.

Seit einem Jahr wird der Betrieb von Beatrice Fasana Arnaboldi, 44, geleitet. «Wir sind der Tradition verbunden, suchen aber unseren Weg in die Moderne», sagt die Tessinerin. Der Umsatz mit der süßen Marroni sei leicht rückgängig, und ohnehin lasse sie sich schwer ins Ausland exportieren: Der hohe Zuckeranteil treibe die Export-Zollsätze in die Höhe.

Sandro Vanini verarbeitet heute Hunderte Tonnen Kastanien pro Jahr, der Umsatz von Produkten aus geriebenen Früchteschalen oder kandierten Früchten und Fruchtsaucen ist unterdessen aber grösser. Die Firma verkauft bis zu 70 Prozent der Produkte unter Kundenmarke, in Warenhäusern in der Schweiz (auch bei Migros und Coop) und im Ausland. Die berühmte Tessiner Sauce aus pürierten Senffrüchten zu Siedfleisch oder Käse verkauft sich besonders gut in Deutschland. Über 50 Prozent des Umsatzes wird ausserhalb der Schweiz erzielt, darunter gibt es einige exotische Kunden: Zum Beispiel werden ganze Containerladungen von Marroni-Purée für den «Signature»-Marroni-Kuchen eines Gastrobetriebs in Hongkong exportiert.

Seit über 30 Jahren gehört Sandro Vanini zur Haecky-Gruppe in Reinach, kürzlich wurde ein neuer Produktionsstandort in Rivera (am Monte Ceneri) bezogen. Eine Fülle neuer Produkte ist in der Pipeline, zum Beispiel ein salziges Kastanien-Pesto oder eine Kastanien-Crème mit Schokolade. Die Chefin gesteht jedoch: «Ich liebe die Marrons Glacés! Sie sind eine Sünde, aber fantastisch fein.» □



*Rivella* ist inoffiziell der «offizielle Durstlöscher der ganzen Schweiz». Sehr schweizerisch ist das Getränk bestimmt – es enthält Milchserum. Die Werbung stammt aus dem Jahr 1953.

# Verstehen Sie Pass?

Wer Schweizer werden will, sollte sich mit der neuen Heimat schon ein bisschen auskennen. Tun Sie das? Fragen aus dem Aargauer Einbürgerungstest.

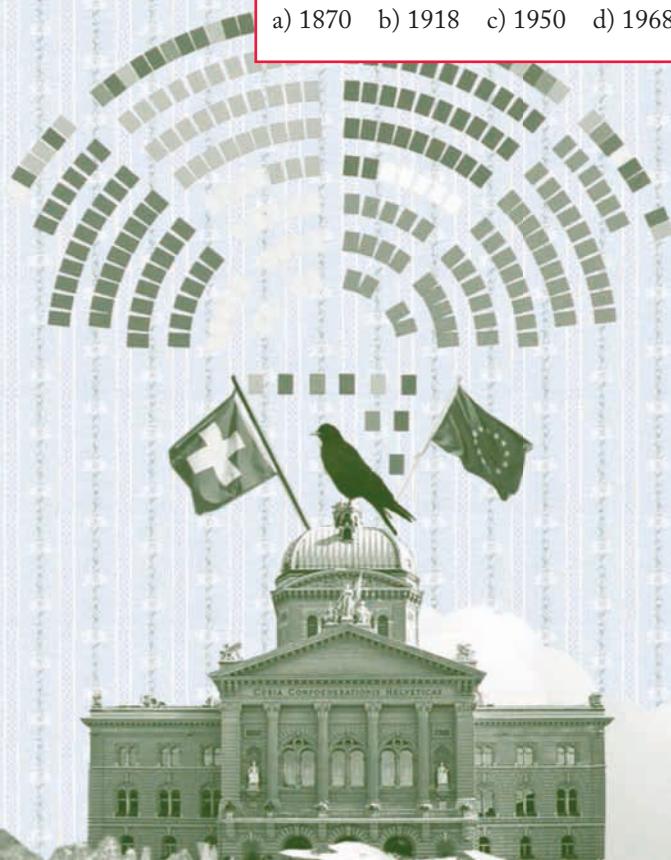
**1** Welche Kammer des Bundesparlaments ist nach der Bevölkerungsstärke der Kantone zusammengesetzt?

- a) der Senat    b) die Bundesversammlung    c) der Nationalrat    d) der Bundestag



**3** Wann fand in der Schweiz das letzte Mal ein landesweiter Generalstreik statt?

- a) 1870    b) 1918    c) 1950    d) 1968



**2** Was ist eine wichtige natürliche Ressource der Schweiz?

- a) grosse Goldvorkommen in der Zentralschweiz  
b) grosse Wasservorräte zum Betrieb von Wasserkraftwerken  
c) wertvolle Bodenschätze (Erdöl, Kohle)  
d) grosser Bestand an Fischen

**4** Wie viele politische Gemeinden gab es in der Schweiz im Jahre 2010?

- a) etwa 50  
b) etwa 200  
c) etwa 2700  
d) etwa 8000

**5** Wie ist das Vermögen in der Schweiz verteilt?  
Ein Prozent der Reichen besitzt rund ...

- a) 10% ...    b) 20% ...    c) 60% ...    d) 90% ...  
... des gesamten Vermögens.



# «Niemand hat den Überblick»

Haben Sie Schulden? Was essen Sie? Kennen Sie Einheimische (wenn ja: Können Sie es beweisen)? Walter Leimgruber über Fragen zur Einbürgerung.

Interview: Simon Brunner

## Nimmt die Zahl der Einbürgerungen zu oder ab?

Während sich bis zum Jahr 2008 die Zahl der ordentlichen Einbürgerungen in zwanzig Jahren verfünfacht hatte, nimmt sie seither wieder ab. Zudem gibt es starke Unterschiede zwischen den Gemeinden. So sinkt der Anteil der Ausländerinnen und Ausländer, die ordentlich eingebürgert werden, mit abnehmender Einwohnerzahl. Während Gemeinden mit über 100 000 Einwohnerinnen und Einwohnern eine Einbürgerungsquote von durchschnittlich über drei Prozent aufweisen, haben Gemeinden mit einer Einwohnerzahl zwischen 5000 und 9999 eine Quote von unter zwei Prozent. Jede vierte Gemeinde hat in den letzten zwanzig Jahren weniger als zehn Personen eingebürgert, und jede 25. Gemeinde verzeichnete überhaupt keine Einbürgerung.

## Das Verfahren ist auf Gemeindeebene geregelt. Welches sind die grössten Unterschiede?

Den Gemeinden stehen grosse Ermessensspielräume zu, besonders gross ist er bei der Beurteilung der «Eignung». Während in manchen Gemeinden nur eingebürgert wird, wenn Gesuchstellende die lokale Sprache beherrschen, werden diese anderswo zurückgewiesen, wenn sie Sozialhilfeleistungen beziehen oder Schulden haben. In einigen Gemeinden muss ein ausreichendes Wissen über die Gemeinde vorhanden sein, in wieder anderen müssen Kontakte zu Schweizerinnen und Schweizern nachgewiesen werden. Die Freizeitgestaltung, die Mitgliedschaft in einem lokalen Verein, das gemeinnützige Engagement sind Faktoren, die in Betracht gezogen werden können. Sogar Kleidungs-, Koch- und Essgewohnheiten oder der «gute Ruf» können bei der Abklärung der Eignung von Interesse sein. Es ist jedoch festzuhalten, dass niemand den Überblick hat, wie in den Gemeinden eingebürgert wird. Ab und zu werden – teilweise grotesk anmutende – Einzelfälle bekannt, etwa wenn sich das Bundesgericht mit der Frage befassen muss, ob das Fehlen eines Festnetzanschlusses als Hinweis für eine mangelhafte Integration gewertet werden kann.

## Wie oft werden Tests eingesetzt und was ist ihre Funktion?

Weder gibt es eine Liste mit den Gemeinden, die Tests einsetzen, noch einen einheitlichen Massstab, der bei den Tests angewendet wird. Sicher ist, dass sich die Gemeinden bei der Beurteilung der Eignung – aufgrund der Pflicht, negative Entscheide zu begründen – heute öfter auf die Ergebnisse von Tests abstützen. Neben Sprachtests sind auch Staatskundetests im Trend.

## Was kostet eine Einbürgerung?

Die Gesamtkosten dürften sich zwischen 1000 und 3000 Franken bewegen.

**Walter Leimgruber** ist Präsident der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen sowie Professor und Leiter des Seminars für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie an der Universität Basel.

## 6 In welcher internationalen Organisation beteiligt sich die Schweiz?

- a) in der NATO (Organisation des Nordatlantikvertrags)
- b) im Europarat
- c) im UNO-Sicherheitsrat
- d) in der Europäischen Union (EU)

## 7 In welchen Abständen wählen die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger das Bundesparlament neu?

- a) alle 6 Jahre
- b) alle 2 Jahre
- c) alle 4 Jahre
- d) alle 7 Jahre

## 8 Wofür war Kaiseraugst in den 1970er Jahren politisch bekannt?

- a) wegen des Widerstands gegen das geplante Atomkraftwerk Kaiseraugst
- b) wegen der Brücke über den Rhein
- c) als Treffpunkt der Aargauer Jugendbewegung
- d) als Zentrum des römischen Theaters

## 9 Welches ist die wichtigste Aufgabe des Bundesrats?

- a) er amtet als Richter bei Rechtsfragen
- b) er erlässt neue Gesetze
- c) er führt die Regierungsgeschäfte
- d) er verwaltet die Kantone

Die Fragen sind dem staatsbürgerlichen Test aus dem Kanton Aargau entnommen, wo die Kandidaten 45 Fragen in maximal 40 Minuten beantworten müssen. Man kann den Test nicht «bestehen» oder «nicht bestehen». Beim anschliessenden Einbürgerungsgespräch geht die Gemeinde auf die Ergebnisse ein. Der ganze Test auf: [www.einbuergerungstest-aargau.ch](http://www.einbuergerungstest-aargau.ch)

Lösung:

- 1 c) 2 b) 3 b) 4 c) 5 c) 6 b) 7 c)
- 8 a) 9 c)

# Phantom der Arbeitslosigkeit



---

**Credit Suisse Sorgenbarometer 2013:** Die Arbeitslosigkeit ist seit elf Jahren die grösste Sorge der Schweizerinnen und Schweizer, obwohl die Arbeitslosenquote in dieser Zeit nie über vier Prozent gestiegen ist (siehe Seite 38).

Jörn Kaspahl ist ein Hamburger Illustrator. Seine Arbeiten erschienen unter anderem in «The New Yorker», «Monocle», «GQ», «Wired» und «Der Spiegel».

# LUXURY APARTMENTS IN LUGANO



**Apartments FOR RENT**  
high-standing, from 3 ½ to 6 ½ rooms  
from 110 sqm to 250 sqm

**Apartments FOR SALE**  
high-standing, from 3 ½ to 7 ½ rooms  
from 110 sqm to 400 sqm      Customized upon request

**RESIDENCE** Short-term rental apartments and penthouses  
from 2 ½ to 4 ½ rooms, from 50 sqm to 250 sqm

*Living at the Resort Collina d'Oro, with breath-taking panoramic views over Lugano lake, just a few minutes away from the city centre. Stylishly finished apartments with hotel services, SPA, restaurant, indoor and outdoor pools.*

*Comfort, full privacy and security,  
in a unique and exclusive location.*

[WWW.RESORTCOLLINADORO.COM](http://WWW.RESORTCOLLINADORO.COM)

**RESORT COLLINA D'ORO**  
VIA RONCONE 22 AGRA, LUGANO SWITZERLAND  
Tel. +41 91 641 11 11 Fax +41 91 641 11 99  
INFO@RESORTCOLLINADORO.COM



Mal wieder ein Buch  
lesen? Einen Krimi oder  
einen Thriller? Psycho-  
thriller oder Politthriller?  
Realitätsnah oder rein  
fiktiv? Mit oder ohne  
Happy End?

alpha245



**Das Leben sollte wieder  
einfacher werden.**

Gewisse Entscheidungen werden Ihnen leicht gemacht: Sympany bietet Ihnen einen persönlichen Service und Versicherungen, die einen umfassenden Schutz garantieren – für Singles, Familien und Unternehmen. Entdecken Sie die erfrischend andere Versicherung. [www.sympany.ch](http://www.sympany.ch)

